

Eurasisches Magazin

Die Netzeitschrift, die Europa und Asien zusammenbringt

Ausgabe August/September 2009 - 03.08.2009 - www.eurasischesmagazin.de

Das Mammut kam bis nach Spanien



Eurasisches Magazin

Die Netzzeitschrift, die Europa und Asien zusammenbringt

Ausgabe 08/09-09
3. August 2009

Inhalt

IN EIGENER SACHE.....	3
ZUR NEUEN AUSGABE	4
TERMINE 08-09	5
EURASIEN-TICKER 08-09.....	7
WENN DAS SCHWERKRAFTMONSTER DIE ERDE VERSCHLINGT	11
VOM LIMES ZUR MAUER	15
ZWANZIG PRALLE DEUTSCHE WÖRTER.....	21
DIE NEUVERMESSUNG EURASIENS	22
WASHINGTON UND BRÜSSEL BLICKEN AUF TIFLIS.....	24
DIE RENTNER BETTELN WIEDER	26
„WASSER IST EIN SCHWACHES ARGUMENT GEGEN KALASCHNIKOWS“	30
WARUM EIN BALKAN-LECKERBISSEN KEIN EXPORTSCHLAGER WIRD.....	34
DIE OSSIS VON JENSEITS DER WEICHSEL	37
RUSSLANDS SAUBERMANN IN TSCHETSCHENIEN	40
GORBATSCHOW FORDERT NEUE ANTI-ALKOHOL-KAMPAGNE	42
DICKE LUFT IM VW-WERK KALUGA	44
AUF DEN MARS, MIT ZWIEBELN UND ORCHIDEEN.....	46
DAS MAMMUT KAM BIS NACH SPANIEN	48
DIE US-WÄHRUNG WIRD VON IMMER MEHR LÄNDERN UND EXPERTEN ABGESCHRIEBEN	50
DER ZUG DER FREIHEIT	52
IM EINKLANG MIT DER ERDE WANDELN.....	55
„MEINE HEIMAT – EUER KRIEG“ VON SAOVORY KIM SAM.....	59
„MRS. ATATÜRK - LATIFE HANIM“ VON IPEK CALISLAR	63
„SEKUNDE NULL – DAS URKNALL-EXPERIMENT“ VON ROLF FROBÖSE	67

In eigener Sache

EM 08/09-09 ist als Doppelausgabe konzipiert

Von EM Redaktion
EM 08-09 · 03.08.2009

Die vorliegende Ausgabe des EM ist als Doppelausgabe 08/09-09 konzipiert. Das nächste EM erscheint damit Anfang Oktober. Wir hoffen auf Ihr Verständnis und wünschen ebenfalls erholsame Ferien, wo immer Sie uns auch lesen.

Zur neuen Ausgabe

Von EM Redaktion
EM 08-09 · 03.08.2009

Liebe Leserinnen und Leser,

Ob der Sieg des Arminius, alias Hermann der Cherusker, im Jahre 09 n. Chr. der Urknall der deutschen Geschichte gewesen ist, ist umstritten. Aber ohne den Sieg des Germanen über die Römer hätte es wohl einen deutschen Urknall überhaupt nicht gegeben. Und damit auch keinen Mauerfall. Beide Ereignisse, die Niederlage der Römer und die Niederlage der SED knapp 2000 Jahre später, der man am 09. November 1989 gedenkt, hängen zusammen, und das Eurasische Magazin hat sie beide gewürdigt. [„Vom Limes zur Mauer“](#) heißt der Beitrag.

Den Urknall des Universums wollen ab Herbst 2009 wieder die Wissenschaftler am Conseil Européen de la Recherche Nucléaire, kurz CERN simulieren. Das ist nicht ungefährlich, denn bei diesem Unterfangen in der „Urknallmaschine“ können Schwarze Löcher entstehen. Der Wissenschaftler Dr. Rolf Froböse hat sich in einem Thriller ausgemalt, was das bedeutet. Vor allem wenn bei der nobelpreisverdächtigen Suche nach dem „Gottesteilchen“ – es soll dafür verantwortlich sein, dass Materie eine Masse besitzt – menschlicher Ehrgeiz ins Spiel kommt, der ohne Skrupel handelt, und bereit ist über Leichen zu gehen. [„Sekunde Null – das Urknall-Experiment“](#) heißt der Thriller, den wir besprochen haben. Und außerdem hat uns Rolf Froböse für ein Interview zur Verfügung gestanden: [„Wenn das Schwerkraftmonster die Erde verschlingt“](#).

Außerdem in dieser Ausgabe u. a. :

[„Warum ein Balkan-Leckerbissen kein Exportschlager wird“](#): wie zum Beispiel die Pizza oder der Döner oder der Burger. Es geht um den Burek, den man außerhalb seines Hauptverbreitungsgebiets Serbien kaum irgendwo antrifft.

[„Das Mammut kam bis nach Spanien“](#). Wie es dazu kam, dass die eiszeitlichen Zottelriesen über den 40. Breitengrad zogen und in der heutigen Provinz Granada heimisch wurden.

[„Die US-Währung wird von immer mehr Ländern und Experten abgeschrieben“](#). Die Schulden der Amerikaner in China sind schon fast so groß wie das US-Haushaltsdefizit. Im Reich der Mitte sinnt man auf eine Neuregelung der Weltwährungsreserven. In Südamerika ist man bereits dabei zu handeln.

[„Im Einklang mit der Erde wandeln“](#): ein Beitrag aus unserer Reihe „Eurasische Spiritualität“ von Volkert Volkmann, dem 1. Vorsitzenden des „Dachverbandes für Naturreligion“ e. V.

*

Wir erscheinen wieder Anfang Oktober und wünschen bis dahin einen schönen Sommer und Herbstbeginn, wo immer Sie uns auch lesen.

Ihre Redaktionsmannschaft

Termine 08-09

„Gandhara – Das buddhistische Erbe Pakistans. Legenden, Klöster und Paradiese“ · „Keiko Sadakane. Paravento Regale“ · „ZeitRäume – Milet in Kaiserzeit und Spätantike“ · „Porträts der Moghul-Ära“ · „Kulturaustausch auf der nördlichen Seidenstraße“

Von EM Redaktion
EM 08-09 · 03.08.2009

Berlin bis 10.08.: Ausstellung „Gandhara – Das buddhistische Erbe Pakistans. Legenden, Klöster und Paradiese“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 30.08.: Ausstellung „Keiko Sadakane. Paravento Regale“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 31.08.: Ausstellung „ZeitRäume – Milet in Kaiserzeit und Spätantike“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 13.09.: Ausstellung „In Grenzen frei. Mode, Fotografie, Underground in der DDR 1979-89“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 27.09.: Ausstellung „Porträts der Moghul-Ära“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 03.01.10: Ausstellung „Kulturaustausch auf der nördlichen Seidenstraße“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 11.04.10: Ausstellung „Die Rückkehr der Götter. Berlins verborgener Olymp“ – Infos [hier](#)

Berlin bis 31.12.10: Ausstellung „Sehnsucht nach Jerusalem. Wege zum Heiligen Grab“ – Infos [hier](#)

Berlin 25.08. bis 20.11.11: Ausstellung „Gesichter der Renaissance. Meisterwerke italienischer Portrait-Kunst“ – Infos [hier](#)

Bonn bis 30.08.: Bilderausstellung „Amedeo Modigliani“ – Infos [hier](#)

Bonn 28.08. bis 28.02.2010: Ausstellung „James Cook und die Entdeckung der Südsee“ – Infos [hier](#)

Cottbus 10. bis 15.11.: Filmfest „19. Festival des osteuropäischen Films“ – Infos [hier](#)

Hamburg bis 30.12.: Ausstellung „Masken der Südsee“ – Infos [hier](#)

Hamburg bis 30.12.: Ausstellung „Mit Kamel und Kamera – Historische Orient-Fotografie 1864-1970“ – Infos [hier](#)

Hamburg bis 10.08.10: Ausstellung „Ein Hauch von Ewigkeit. Die Kultur des Alten Ägyptens“ – Infos [hier](#)

Hamburg bis 24.06.11: Ausstellung „Ein Traum von Bali“ – Infos [hier](#)

Kalkriese/ Detmold bis 25.10.: Ausstellung „Imperium, Konflikt, Mythos. 2000 Jahre Varusschlacht“ – Infos [hier](#)

Köln bis 13.09.: Ausstellung „Kunst des esoterischen Buddhismus“ – Infos [hier](#)

Köln bis 15.11.: Ausstellung „Europa brennt: Kunst der Völkerwanderungszeit“ – Infos [hier](#)

Köln 17.10. bis 10.01.10: Ausstellung Surimono: Die Kunst der Anspielung im japanischen Farbholzdruck“ – Infos [hier](#)

Köln 17.10. bis 10.01.2010: Ausstellung „Das Herz der Erleuchtung. Buddhistische Kunst aus China (550-600)“ – Infos [hier](#)

Lübeck 04. bis 08.11.: Filmfest „51. Nordische Filmtage“ – Infos [hier](#)

München bis 04.10.: Ausstellung „Mazu – Chinesische Göttin der Seefahrt. Kolorierte Holzschnitte von Lin Chih-hsin. Begleitet von Pilgerstäben des Künstlers Ludwig Denk“ - Infos [hier](#)

München bis 02.05.2010: Ausstellung „Sufi-Poster-Art aus Pakistan. Sonderschau in der Ravi Gallery“ – Infos [hier](#)

Oettingen bis 31.10.2010: Ausstellung „Nordsibirien – Leben in der Tundra und am Arktischen Ozean“ – Infos [hier](#)

Speyer 13.09. bis 02.05.2010: Ausstellung „Hexen – Mythos und Wirklichkeit“ – Infos [hier](#)

Stuttgart/ Tübingen 29.10. bis 04.11.: Filmfest „26. Französische Filmtage“ – Infos [hier](#)

Wien bis 28.09.: Ausstellung „Made in Japan“ – Infos [hier](#)

Wien bis 28.09.: Ausstellung „Japanese Rooms. Intime Einblicke in japanische Wohnungen von Sven Ingmar Thies“ – Infos [hier](#)

Worms bis 16.08.: Nibelungenfestspiele „Das Leben des Siegfried“ – Infos [hier](#)

Wuppertal bis 23.08.: Ausstellung „Freiheit, Macht und Pracht: Niederländische Kunst im 16. und 17. Jahrhundert“ – Infos [hier](#)

Zürich bis 06.09.: Indien-Ausstellung „Naga – Schmuck und Asche“ – Infos [hier](#)

Zürich bis 24.09.: Ausstellung „Geschichten aus der Schattenwelt: Figuren aus China, Indien und der Türkei“ – Infos [hier](#)

Eurasien-Ticker 08-09

Kasachstan schafft die Todesstrafe ab · Handbuch Zentralasien-Kontakte online · Bundesanstalt für Geowissenschaften untersucht Spitzbergen · n-ost-Medienkonferenz in Rostow am Don · Gesetz erhöht Attraktivität der türkischen Freihandelszonen · Visafrei vom Balkan in die EU · EADS erprobt größtes unbemanntes Flugzeug · Tatort Adria: Sonnenschirm oder Schrotsalve?

Von EM Redaktion
EM 08-09 · 03.08.2009

Kasachstan schafft die Todesstrafe ab

EM - Der kasachische Präsident hat vor einigen Tagen ein Gesetz zur Abschaffung der Todesstrafe unterzeichnet. Es gibt nur noch zwei Ausnahmen: Bei terroristischen Akten mit Mord und bei schweren Kriegsverbrechen darf die Todesstrafe noch verhängt werden. Dann kann nur noch der Präsident Gnade für Recht ergehen lassen, denn das kasachische Strafgesetzbuch beinhaltet auch das Begnadigungsrecht.

Die Abschaffung der Todesstrafe war eines der Vorhaben des Präsidenten Nursultan Nasarbajew, die besondere Priorität genießen. Bereits im Dezember 2003 unterzeichnete das Staatsoberhaupt ein Moratorium zur Aussetzung der Todesstrafe.

Das neue Gesetz folgt einer Reihe von politischen Reformen, wie Liberalisierung des Medienrechts und des Steuergesetzes, die seit 2007 in Gang gesetzt wurden. Zudem wurden im Strafgesetz Verbrechen festgelegt, auf die lebenslanges Gefängnis folgt. Die Resolution über die Abschaffung der Todesstrafe wurde bereits im Mai dieses Jahres vom Parlament (Komitee für Rechte und gesetzliche Reformen der Majilis) unterzeichnet.

Handbuch Zentralasien-Kontakte online

EM - im Herbst 2009 erscheint in der Adresshandbuchreihe des fibre Verlags das Handbuch Zentralasien-Kontakte als online-Ausgabe. Das Handbuch bietet einschlägige Kontaktanschriften aus den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft. Es erscheint als Komplettausgabe oder für einzelne der genannten Bereiche. Hier findet man laut Verlag Institutionen, Projekte, Initiativen in Deutschland, Afghanistan, Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan.
Info: <http://www.fibre-verlag.de/> und <http://www.eu-ost.de/>

Bundesanstalt für Geowissenschaften untersucht Spitzbergen

EM - Spitzbergen ist das Ziel zweier Expeditionen, an denen Wissenschaftler der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR) beteiligt sind. Im Juli brach der BGR-Geologe Dr. Karsten Piepjohn mit Kollegen des norwegischen Polarinstituts (Norsk Polarinstitutt) auf, um im äußersten Nordosten der norwegischen Inselgruppe Kartierarbeiten durchzuführen. Ziel ist die Erfassung geologischer Strukturen in diesem fast noch unerforschten Gebiet am Rande des Eismeeres. Die Wissenschaftler wollen herausfinden, wie die Verteilung der Festlandsgebiete rund um das Polarmeer ursprünglich gewesen ist, bevor der arktische Ozean entstanden ist.

Die Ursache für die Bildung dieses nordpolaren Meeres ist der Zerfall des Großkontinents Laurasia in den amerikanischen und eurasischen Kontinent. „Diese Basisarbeiten im Vorfeld der Industrie könnten für die Abschätzung möglicher Kohlenwasserstoffvorkommen in den zirkumarktischen Sedimentbecken später einmal bedeutend werden“, so BGR-

Wissenschaftler Piepjohn. Dieser Aspekt rückt auf der zweiten Expedition in den Vordergrund, die Geologe Piepjohn gemeinsam mit seinen BGR-Kollegen Dr. Ulrich Berner und Prof. Dr. Bernhard Cramer, sowie Dr. Pjotr Sobolev vom russischen geologischen Dienst (Russian Geological Research Institut, VSEGEI) in den letzten beiden August-Wochen in Zentralspitzbergen durchführt. Die Forscher wollen Gesteinsschichten beproben, die aus der Trias- und Jura-Zeit stammen und zwischen 250 und 150 Millionen Jahre alt sind. Damals war Spitzbergen von einem Meer bedeckt, in dem es zahlreiche Schwimmsaurier gab und auf dessen Meeresboden sich organische Substanz anreicherte. „Derartige Sedimente bilden so genannte Erdölmuttergesteine, aus denen sich bei günstigen Voraussetzungen, z.B. den richtigen Druck- und Temperaturbedingungen, Erdöllagerstätten bilden können“, erklärt Erdöl-Geologe Cramer.

„Da wir diese Gesteine an Land beobachten und hinterher direkt geochemisch untersuchen können, können diese Ergebnis auf die angrenzenden Meeresgebiete projiziert werden, in denen die Gesteine nicht zugänglich sind“, so Geowissenschaftler Berner. Diese Informationen sind bei der Suche nach Erdöllagerstätten in den flachen Schelfmeeren der Arktis von Bedeutung.

n-ost-Medienkonferenz in Rostow am Don

EM - Das Netzwerk für Osteuropa-Berichterstattung „n-ost“ ruft zur 5. Medienkonferenz vom 7. bis zum 11. Oktober 2009 im russischen Rostow am Don auf. Neben der russischsprachigen Blogosphäre geht es diesmal um Energiepolitik und Erinnerungskultur – zwei Themen, die die russisch-deutsche (Medien-)Debatte prägen. Die Bewerbungsfrist läuft bis zum 1. September 2009. Die Auswahl der Teilnehmer erfolgt nach Eingangsdatum der Anmeldung und der Qualität eines kurzen Motivationsschreibens.

Weitere Informationen: <http://www.n-ost.de/cms/>

Gesetz erhöht Attraktivität der türkischen Freihandelszonen

EM - Mit weit reichenden Steuerbefreiungen, Zollfreiheit und anderen Anreizen locken die 20 türkischen Freihandelszonen seit vielen Jahren erfolgreich internationale Investoren an. Eine Erweiterung des Freihandelszonen-Gesetzes gestaltet seit kurzem die Zonen für ausländische Unternehmen noch attraktiver. Körperschaftssteuerbefreiung, freier Gewinntransfer, sowie Entlastung der Arbeitnehmer werden in Aussicht gestellt und sollen die internationale Konkurrenzfähigkeit türkischer Industrie- und Exportunternehmen stärken. Gleichzeitig können die Maßnahmen Anreize für Unternehmen aus dem Ausland bilden. Gemeinsam mit dem Service der erfolgreichen Investment Support and Promotion Agency of Turkey (ISPAT) sollen die Freihandelszonen das Bild einer offenen und investorenfreundlichen Türkei abgeben.

Freihandelszonen bedeuten in den meisten Ländern vor allem Zollfreiheit. In den türkischen „Free Zones“ genießen die investierenden Betriebe jedoch weit mehr Vorteile: So vergibt das zuständige Amt für Außenhandel etwa so genannte „Operation Certificates“, die ein Unternehmen zu Landnutzung und zum Nießbrauch staatlicher Grundstücke bis zu einer Dauer von 49 Jahren berechtigen. Außerdem wird produzierenden Unternehmen die Körperschaftssteuer vollständig erlassen. Aber nicht nur die Hersteller profitieren von den Bestimmungen, auch die Arbeitskräfte, die in stark exportorientierten Unternehmen tätig sind, werden entlastet: Wenn nämlich die exportierten Güter mindestens 85 Prozent des Freight on Board (FOB)-Wertes ausmachen – also der Summe von Produkt und anfallenden Kosten bis zur Verschiffung ins Ausland – entfällt ihre Einkommensteuer gänzlich. Zusätzlich sind Unternehmen in den Freihandelszonen von der Stempelsteuer, sowie von Gebühren bei Kapital-Transaktionen befreit.

Weitere Informationen: <http://www.invest.gov.tr/Default.aspx>

Visafrei vom Balkan in die EU

EM - Die EU-Kommission will den Bürgern der ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien, Montenegros und Serbiens visumfreies Reisen ermöglichen. Die Bürger dieser drei Länder sollen mit den neuen biometrischen Reisepässen in die Schengen-Länder einreisen können. Der Vorschlag der Kommission muss nach Stellungnahme des Europäischen Parlaments allerdings noch vom Rat der Mitgliedstaaten angenommen werden. Die Liberalisierung der Visabestimmungen für die Bürger Albaniens, sowie Bosniens und Herzegowinas könnte voraussichtlich im kommenden Jahr folgen.

EADS erprobt größtes unbemanntes Flugzeug

EM - Das europäische Luftfahrtunternehmen EADS (<http://www.eads.com>) hat das nach eigenen Angaben größte je in Europa gebaute unbemannte Flugzeug (Unmanned Aerial Vehicle, UAV) erfolgreich erprobt. Das Fluggerät „Barracuda“ wurde in Kanada auf insgesamt vier Flüge geschickt, um Technologien und Prozeduren für Aufklärungs- und Überwachungs-UAVs unter realistischen Bedingungen zu testen, berichtet der Pressedienst pt. Das über acht Meter lange Flugzeug mit mehr als sieben Metern Flügelspannweite ist aber nicht als Serienprodukt, sondern lediglich als Entwicklungswerkzeug gedacht. Beispielsweise soll es etwaige Entwicklungsrisiken verringern, die das von EADS Defense & Security (DS) geplante, deutlich größere UAV „Talarion“ betreffen.

Schon im April 2006 wurde erstmals ein Barracuda-Technologieträger gestartet, doch gab es eine kontinuierliche Weiterentwicklung von Software, Systemen, Verfahren und Prozessen in ein Gesamtsystem, das nun im Flug erprobt wurde. Auch wurde die Software flexibler gestaltet und die Möglichkeit zu modularer Ausstattung verbessert. Das betrifft insbesondere die Möglichkeit, die genutzten Sensorsysteme genau an die Anforderungen einer Anwendung anzupassen. So könnte das UAV beispielsweise mit Allwettersensoren, Radar, Infrarotdetektoren oder elektrooptischen Systemen ausgerüstet werden. Durch die Größe wiederum verspricht das Fluggerät die Möglichkeit, ausreichend Kraftstoff auch für längere Missionen in größerer Höhe mitzuführen.

Das Fluggerät Talarion soll es auf 27,9 Meter Flügelspannweite bringen. Nach derzeitiger Planung wird es 2013 zu seinem Jungfernflug starten und bis 2015 in Serie ausgeliefert werden.

UAVs sind ein Milliardenmarkt, in dem EADS mit starker internationaler Konkurrenz konfrontiert ist. In Europa zählt dazu beispielsweise der britische Rüstungs- und Luftfahrtkonzern BAE Systems (<http://www.baesystems.com>), doch besonders beachtlich ist die Konkurrenz außerhalb Europas. Der US-Konzern Northrop Grumman (<http://www.northropgrumman.com>) beispielsweise will noch in diesem Jahr mit der „X-47B“ ein unbemanntes Kampfflugzeug für die US Navy auf Jungfernflug schicken, das rund 19 Meter Flügelspannweite erreicht. Auch Israel ist ein UAV-Vorreiter. So bietet Israel Aerospace Industries (<http://www.iai.co.il/>) mehrere UAVs an, die bereits von der israelischen Luftwaffe getestet wurden. Darunter ist mit dem „Heron TP“ (auch „Eitan“) ein Modell, das es auf 26 Meter Flügelspannweite bringt.

Tatort Adria: Sonnenschirm oder Schrotsalve?

EM - Am 1. August beginnt an der östlichen Adria die Vogeljagd. Mitten in der Tourismus-Hochsaison wird in Ländern wie Kroatien, Montenegro, Bosnien und Serbien scharf geschossen. Ziel sind Tauben, Wachteln, Blässhühner, Enten und Schnepfen. Mitten in der Brutzeit werden sie gnadenlos bejagt. Die Folgen sind verheerend: „Die Schüsse, die an der östlichen Adria während der Brutzeit fallen, lassen die mitteleuropäischen Bestände zahlreicher Vogelarten jedes Jahr mehr ausbluten“, warnt Gabriel Schwaderer, Geschäftsführer der Naturschutzstiftung EuroNatur in Radolfzell.

Ein prominentes Beispiel ist die Wachtel. „Die Wachtel dürfte nirgends und zu keiner Zeit mehr gejagt werden, da ihre Bestände europaweit auf einen Bruchteil ihrer ursprünglichen Größe zusammenschmolzen sind. In Südosteuropa gehen die Wachtelbestände immer noch stark zurück“, sagt EuroNatur-Projektleiter Dr. Martin Schneider-Jacoby. Dennoch beginnt in Bosnien, Montenegro und Serbien am 1. August die Jagd auf die noch brütenden und Junge führenden Tiere. In Albanien und Kroatien heißt es ab dem 16. August Feuer frei auf die kleinen Hühnervögel. Allein in der Vojvodina in Serbien werden bis zu 34.000 Wachteln in einer Saison geschossen. Laut der EU-Vogelschutzrichtlinie ist die Jagd während der Brutzeit und Jungenaufzucht, das heißt im August und September, strengstens verboten. Zwar sind Serbien, Bosnien, Montenegro, Kroatien und Albanien noch keine Mitglieder der Europäischen Union. Doch diese Länder streben einen EU-Beitritt an. Was ihre Jagdgesetze angeht, sind sie aber noch weit von europäischen Standards entfernt. Weitere Info: <http://www.euronatur.org/>.

► EM-INTERVIEW

Wenn das Schwerkraftmonster die Erde verschlingt

Bestsellerautor Rolf Froböse hat einen Roman geschrieben, der sich mit dem neuesten und geheimsten Wissen der Forschung befasst: den Schwarzen Löchern. Es geht um Versuche am Teilchenbeschleuniger CERN, der Urknallmaschine. Bisher gab es dort ein beängstigendes Szenario an Pannen. In Froböses Roman tritt der „Worst Case“ ein, der schlimmste Fall. Ein gigantischer Rettungsplan soll verhindern, dass die Erde implodiert. Aber die im Roman beschriebene Technologie zur Bewältigung des Problems wird erst in fünf bis zehn Jahren zur Verfügung stehen.

EM 08-09 · 03.08.2009



Rolf Froböse

Eurasisches Magazin: An einem Punkt im südwestlichen Eurasien, einhundert Meter unter der schweizerischen Stadt Genf, geraten ein paar mikroskopisch kleine Teilchen außer Rand und Band, und wenige Monate später verschwindet darin der gesamte Planet Erde.

Seine Masse kreist fortan als schwarze, leblose Murmel von knapp einem Zentimeter Durchmesser im Universum. Das ist das apokalyptische Szenario Ihres Thrillers mit dem Titel „Sekunde Null – das Urknall-Experiment“. Sie sind Wissenschaftler – glauben Sie an diese Gefahr oder ist das einfach nur ein hübsch reißerisch zu erzählender Stoff für einen Bestseller-Roman?

Zur Person: Rolf Froböse

Dr. Rolf Froböse arbeitete nach dem Studium der Chemie als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Max-Planck-Gesellschaft, war Ressortleiter beim Technologiema-
gazin ?high Tech? und Chefredakteur der Zeitschriften ?Chemische Industrie? und ?Europa Chemie?. Seit 1995 berichtet er als freiberuflicher Wissenschafts- und Wirtschaftsjournalist über Themen aus Forschung und Technik. Aus seiner Feder stammen bereits mehrere populäre Sachbücher, darunter Bestseller wie ?Die geheime Physik des Zufalls?.

Rolf Froböse: In meinem Roman steht vorab folgender Satz: „Sämtlichen Erdenbürgern in der Hoffnung gewidmet, dass das hier geschilderte Risiko niemals Wirklichkeit werden möge!“ Das ist absolut ernst gemeint. Es gibt ein nicht zu vernachlässigendes Risiko, auf das ich mit meinem Roman hinweisen und alle Leser wachrütteln möchte. Einen bekannten deutschen Chaosforscher und einen amerikanischen Kernphysiker, die diese Bedenken teilen, habe ich als Personen der Zeitgeschichte zu diesem Zweck in meinem Roman auftreten lassen.

EM: Das Conseil Européen de la Recherche Nucléaire (CERN), der Europäische Rat für Kernforschung, will in dem unter der Stadt liegenden 27 Kilometer langen ringförmigen Tunnel Elementarteilchen auf annähernd Lichtgeschwindigkeit beschleunigen und damit Bedingungen erzeugen, wie sie bei der Entstehung des Universums bestanden haben. Im Herbst sollen die Versuche nach mehreren Pannen wieder aufgenommen werden. Ein tolles Marketing für Ihren Thriller, der im Juni erschienen ist. War das Ihre Absicht?

Froböse: Nein. Mit dem Thema Teilchenbeschleuniger befasste ich mich bereits seit geraumer Zeit. Die vorausgegangenen Störfälle haben mich allerdings sehr nachdenklich gemacht und letztendlich veranlasst, diesen Roman zu schreiben. Wer mich näher kennt, der weiß, dass ich eher das Gegenteil von einem Technikkritiker bin. Wenn ich mir allerdings das mit einem Milliardenbetrag an Steuergeldern finanzierte Szenario von Pannen betrachte,

dann frage ich mich, ob die Verantwortlichen des Experiments die Technologie überhaupt beherrschen.

EM: Warum sind Sie mit diesem Stoff nicht an einen großen Verlag herangetreten sondern produzieren es bei BoD? Wollten Sie die Gelegenheit nutzen dem Autor Dan Brown und seinem Bestseller „Illuminati“ Paroli zu bieten, in dem es um Antimaterie-Versuche am CERN geht? Haben Sie dafür die Pannepause in der Genfer Riesenanlage genutzt, um genau zum richtigen Zeitpunkt auf den Markt zu kommen?

Froböse: Ich habe bereits für große Verlage populärwissenschaftliche Bücher geschrieben. Vor ziemlich genau einem Jahr veröffentlichte ich – quasi als Versuch – ein Buch mit dem Titel „Die geheime Physik des Zufalls“ erstmals bei BoD. Da das Werk ein Bestseller wurde, habe ich mich entschieden, meinen ersten Roman ebenfalls bei BoD zu veröffentlichen.

Ja – Dan Browns „Illuminati“ spielt auch am CERN. Böse Zungen behaupten sogar, das CERN und Roms Kirchen seien erst durch Dan Brown berühmt geworden. Allerdings schreibt Dan Brown über die Produktion von einem Gramm Antimaterie am CERN, was völlig unrealistisch ist, denn die Herstellung von Antimaterie in dieser Größenordnung würde ein Tausendfaches der jährlichen Weltenergieproduktion verschlingen.

Zum Thema Dan Brown muss man wissen, dass viele Bestseller von den Verlagen im Vorfeld „gemacht“ werden. Und zwar durch zum Teil millionenschwere Werbemaßnahmen die dafür sorgen, dass diese Titel bereits Monate vor dem Erscheinungstermin in die Bestsellerlisten gelangen. In der Regel geht die Rechnung auf, denn die Buchhändler ordern diese Titel flächendeckend als so genannte Stapelware, die dann auf den Tischen direkt im Eingangsbereich liegt. Ich will nicht Dan Brown Paroli bieten sondern betrachte es vielmehr als sportliche Herausforderung, dieser Marketing-Gigantomanie einfach Qualität entgegenzusetzen, die sich dann einfach durch „Mund-zu-Mund-Propaganda“ durchsetzt. Die unfreiwillige Pause am CERN hatte auf das Erscheinen meines Buches übrigens keinen Einfluss.

„An den ‚Faktor Mensch‘ hat im Zusammenhang mit dem Urknall-Experiment bisher niemand so richtig gedacht“

EM: Einige Ihre Protagonisten sind als reichlich skrupellose und überhebliche Typen dargestellt. Sie forschen mit der Urknallmaschine des CERN nach dem so genannten Gottesteilchen. Geraten Menschen, die nach solchen letzten Dingen suchen in die Gefahr, selbst Gott spielen zu wollen?

Froböse: Diese Versuchung gibt es natürlich, schließlich sind Wissenschaftler auch nur ganz normale Menschen mit ihren guten oder schlechten Eigenschaften. Genau aus diesem Grund habe ich in meinem Roman auch aufgezeigt, dass gerade bei riskanten Versuchen wie am CERN die Gefahren nicht nur in der Technik lauern. An den „Faktor Mensch“ hat im Zusammenhang mit dem Urknall-Experiment bisher niemand so richtig gedacht.

EM: Sie haben selbst in wissenschaftlichen Instituten gearbeitet. Sind der Umgang und die Sprache Ihrer Figuren authentisch? Gibt es diese Ehrgeizlinge, die für den Nobelpreis über Leichen gehen und seien es die der gesamten Menschheit?

Froböse: Die Figuren sind durchaus authentisch, das kann ich aus langjähriger Erfahrung guten Gewissens behaupten. Im Wissenschaftsbereich gibt es, wie anderswo auch, skrupellose Ehrgeizlinge. Sie sind aber glücklicherweise eine Ausnahme. Deshalb gibt es in meinem Roman an einer Stelle auch eine Auflistung von dreisten Fälschungen, die glücklicherweise aufgedeckt worden sind. In einem Fall wurde der Fälscher sogar als heißer Kandidat für den Nobelpreis gehandelt.

Die Piranhas des Teilchenzoos

EM: In Ihrem Thriller macht sich die Hauptfigur Sven Herzog zwei Möglichkeiten für den Ausgang des CERN-Experiments bewusst: Entweder hat der britische Physiker Stephen Hawking recht, und eventuell entstehende winzige Schwarze Löcher zerfallen in Sekundenbruchteilen wieder. Oder ein Schwarzes Loch saugt immer mehr Masse auf, bis es schließlich den gesamten Planeten verschlungen hat. Sie entscheiden sich für die Katastrophe. Warum?

Froböse: Weil sich herausgestellt hat, dass Hawkings Berechnungen über die Strahlung Schwarzer Löcher davon ausgehen, dass die Krümmung des Ereignishorizonts vernachlässigbar ist. Wie man sich leicht vorstellen kann, ist diese Rahmenbedingung bei kleinen Objekten nicht mehr erfüllt. Deshalb muss ich vom „Worst Case“ ausgehen, dem schlimmsten aller Fälle.

EM: Sie lassen einen amerikanischen Experten auftreten, der klipp und klar erklärt, Hawkings Annahme eines spontanen Zerfalls Schwarzer Löcher träfe offenbar nicht zu. Wird der als Genie angesehene Brite Hawking überschätzt?

Froböse: Nein – Hawkings ist wirklich ein Genie. Aber auch geniale Menschen sind nicht vor Irrtümern gefeit. Das hat auch Albert Einstein erfahren müssen.

EM: Die in Ihrem Thriller auftretenden Fachleute sagen, je kleiner ein Schwarzes Loch ist, desto aggressiver ist es. Demnach sind die als Micro Black Holes bezeichneten Gebilde sogar besonders gefährlich. Ist das wissenschaftlich korrekt?

Froböse: Unter der Voraussetzung, dass kleine Schwarze Löcher stabil sind, wofür es einige Indizien gibt, ist das korrekt. Denn je kleiner ein Schwarzes Loch ist, desto größer ist der Schwerkraftgradient in seiner unmittelbaren Nähe. Bei einem mikroskopisch kleinen Schwarzen Loch hätten wir demnach eine extreme Zunahme der Schwerkraft innerhalb atomarer Dimensionen. Solch ein Gebilde würde sich als winzige Fräse durch alles hindurch bohren und sich die Materie gierig einverleiben. In meinem Buch habe ich die kleinen Schwarzen Löcher daher als die Piranhas des Teilchenzoos bezeichnet.

Tsunamis von mehreren Kilometern Höhe

EM: An einer Stelle schildern Sie ziemlich anschaulich den Supergau, den das entstehende Schwarze Loch auf der Erde verursacht, wenn es sich im Erdkern festsetzt, und alles frisst was einmal unser Planet war. Woher wissen Sie das?

Froböse: Als Schwerkraftmonster würde ein Schwarzes Loch im Erdinnern über kurz oder lang eine Implosion unseres gesamten Planeten auslösen. Stunden vorher würde es durch die immer stärker werdende Schrumpfung der Erde zu verheerenden Erdbeben kommen, wobei die überschwappenden Ozeane gigantische Tsunamis von mehreren Kilometern Höhe produzieren würden.

EM: Ein amerikanischer Experte und eine russische Wissenschaftlerin müssen schließlich ausbügeln, was die größenwahnsinnigen Kollegen im schweizerischen Genf angerichtet haben. Ist das realistisch, was sich sozusagen im Wettlauf mit der Vernichtung abspielt?

Froböse: Im Prinzip ja. Das einzige Problem besteht allerdings darin, dass die im Roman beschriebene Technologie zur Bewältigung des Problems erst in fünf bis zehn Jahren zur Verfügung stehen wird.

So kann es kommen

EM: Im Herbst läuft die Teilchenbeschleunigung im 27 Kilometer langen Tunnel unter der Stadt Genf wieder an. Kann sich tatsächlich alles so, oder so ähnlich ereignen, wie Sie das in Ihrem Thriller darstellen?

Froböse: Ja – durchaus. Deshalb habe ich auch vorab in einer Widmung an die Menschheit die Hoffnung geäußert, dass das geschilderte Szenario nicht eintreten möge.

EM: Was würde im Katastrophenfall aus der Internationalen Raumstation ISS?

Froböse: Die Besatzung würde die Implosion des Erdballs live mitverfolgen und die Katastrophe zunächst überleben. Da sich die Schwerkraft insgesamt nicht ändert, würde die ISS vermutlich auf einer allmählich immer enger werdenden Bahn das Schwarze Loch umrunden. Mangels Nachschub von der nicht mehr existierenden Erde wären die Tage der Besatzung aber gezählt.

EM: Und was werden Sie machen, ab Herbst, außer Bücher zu verkaufen?

Froböse: Um den Verkauf der Bücher kümmert sich BoD wie ein ganz normaler Verlag. Ansonsten habe ich diverse neue Projekte in der Pipeline und werde natürlich auch die weiteren Entwicklungen am CERN kritisch verfolgen.

EM: Würden Sie sich, sobald die CERN-Versuche wieder anlaufen, lieber in ein Raumschiff setzen und die Erde verlassen, wenn Sie die Möglichkeit dazu hätten?

Froböse: Nein. Erstens würde meine Familie dabei nicht mitmachen und zweitens frage ich mich, wohin die Reise gehen sollte? Bisher wurde eine zweite Erde im All noch nicht gefunden.

EM: Herr Froböse, haben Sie herzlichen Dank für dieses Gespräch.

Das Interview führte Hans Wagner

► GEDENKTAGE 2009

Vom Limes zur Mauer

Zwei große historische Ereignisse jähren sich 2009: die Niederlage der Römer in Germanien im Jahr 09 n. Chr. und der Anfang vom Ende des kommunistischen „roten Roms“ im Jahr 1989. Das erste Datum gilt als Beginn der deutschen Geschichte. Das zweite markiert die Wiedervereinigung zweier Teile Deutschlands, mit dem es im 20. Jahrhundert steil bergab gegangen war.

Von Hans Wagner
EM 08-09 · 03.08.2009

Mit beiden Ereignissen ist ein Wall verbunden: In den Jahren nach der römischen Niederlage hat das Imperium Romanum einen 500 Kilometer langen Limes aufgeschüttet. Nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems wurden Mauer und Eiserner Vorhang niedergerissen, die nach 1945 den eurasischen Kontinent zerrissen hatten.

Die Römer waren Meister im Mauerbau. Ihre Grenzwälle sind legendär, und selbst die verbliebenen Reste beeindrucken noch immer. Nach der grandios verlorenen Schlacht gegen die Germanen des Arminius – ob sie nun im Teutoburger Wald stattgefunden hat oder in Kalkriese im Osnabrücker Land – begannen sie Grenzbefestigungen am Rhein zu errichten. Über 200 Jahre verschanzten sie sich hinter dem obergermanisch-rätischen Limes, der eine Länge von über 500 Kilometern erreichte. Er zog sich vom heutigen Rheinland-Pfalz (Rheinbrohl) bis Niederbayern (Hienheim bei Regensburg). Wachtürme, Laufstraßen, Kasernen und Patrouillen sollten ihn sicher machen. Am Ende rannten ihn allamannische Reiter nieder und etwa 260 n. Chr. wurde er von Rom aufgegeben.

Das Römische Reich errichtete neben dem obergermanisch-rätischen viele weitere Grenzwälle in halb Eurasien und in Afrika: Den norischen Limes entlang der Donau, auf dem Gebiet der heutigen Bundesländer Ober- und Niederösterreich. Den pannonischen Limes in der Slowakei und Ungarn. Den Hadrianswall, der Schottland von der römischen Provinz Britannia trennte. Die Trajan-Wälle am Schwarzen Meer, errichtet gegen die Steppenreiter. Den Limes Arabicus im heutigen Jordanien und Syrien, der die Perser von den römischen Provinzen fernhalten sollte. Den Limes Mauretaniae in Nordafrika und eine ganze Reihe weiterer Grenzwälle, wie etwa den Lautertal-Limes zwischen der Stadt Köngen am Neckar und dem römischen Kastell bei Donnstetten auf der Schwäbischen Alb.

Nach Germanien führte kein Weg

Mit Wällen und Mauern sicherte Rom seine territorialen Eroberungen ab. Die unterworfenen Völkerschaften waren waffentechnisch und organisatorisch unterlegen. Es gab kaum Volksaufstände. Und das, obwohl die Statthalter des Imperiums die Bevölkerung skrupellos auspressten, unterjochten und nicht etwa „befreiten“.

Das unerschlossene Germanien mit seinen tiefen Wäldern wurde von den Römern nie dauerhaft erobert. Wäre dies geschehen, hätte es kaum auszudenkende Folgen gehabt. Die Geschichte Deutschlands, Europas und wohl auch Amerikas wäre eine andere gewesen. Denn selbst wenn man den Sieg des Arminius über die Römer nicht bereits als Beginn der Deutschen Geschichte ansehen mag – ohne diesen Sieg hätte wohl eine deutsche Geschichte überhaupt nicht beginnen können.

In einem Beitrag der Zeitschrift „Hörzu“ wird der renommierte Althistoriker Alexander Demandt dazu mit den Worten zitiert: „Wären die Germanen romanisiert worden, hätte das

Römisches Reich noch Jahrhunderte bestehen können“. Die Völkerwanderungsheere wären dem Imperium Romanum möglicherweise erspart geblieben und damit die Eroberung seines Zentrums am Tiber durch germanische Völker. – Nachdem die Römer seinerzeit nicht zu den Germanen kamen, kamen die Germanen schließlich zu den Römern.

Ohne Arminius wäre Amerika immer noch von Indianern bevölkert

Aber auch das geistige und intellektuelle Leben in Deutschlands hätte einen anderen Verlauf genommen, wenn man den Worten Demandts folgt: „Bei einer Niederlage von Arminius wäre die deutsche Sprache untergegangen“. Alle hätten irgendwann Latein gesprochen. Und es wären folglich ohne den Sieg des Cheruskers Arminius auch kein Luther und keine deutsche Literatur möglich gewesen.

Dass wir immer noch in der Spätantike leben würden, keine Nationen mit ihrem Konkurrenzdenken entstanden wären, und es damit auch das Zeitalter der Entdeckungen mit all seinen Folgen nicht gegeben hätte, ist eine weitere These des Historikers. „Das Rom der Kaiserzeit“, so Demandt, „zeigte Anzeichen von Selbstgenügsamkeit und Bevölkerungsrückgang.“ Deshalb, so seine Schlussfolgerung, hätte es auch „wenig Antrieb gehabt, Amerika zu entdecken oder gar zu bevölkern.“ Demandt: „Ich bin sicher: Hätte das Römische Reich fortbestanden, wäre Amerika immer noch von Indianern bevölkert.“

Aber in jenen Septembertagen des Jahres 09 haben Arminius und seine Mannen der Geschichte einen neuen Verlauf gegeben. Ihr Sieg, auch wenn das Ereignis heute nach dem Verlierer als „Varusschlacht“ benannt wird, hat Weltgeschichte geschrieben.

Dass es dazu kam, hat Gründe, die ähnlich denen sind, die 2000 Jahre später auch zum Ende des kommunistischen „roten Roms“ und zum Fall der Mauer im November 1989 führte: Unterdrückung, Entmündigung, Ausbeutung. In beiden Fällen hatten die Menschen nicht viel mehr zu verlieren als ihre Ketten.

„Rom war eine imperiale Militärmaschinerie, seine kulturellen Errungenschaften etwas für Besserverdienende“

Es gibt heute, 2000 Jahre nach der Befreiungsschlacht in Obergermanien Stimmen, die meinen, dass es eigentlich besser gewesen wäre, die Römer hätten gewonnen. Denn sie hatten kulturelle Errungenschaften, die in den Wäldern des Nordens noch lange fehlten. Ein römischer Sieg hätte die Entwicklung der Zivilisation beschleunigt.

Die Entwicklung der Zivilisation gelang allerdings auch ohne römische Besetzung und deren Kultur, die eine Kultur war der Besserverdienenden und des Adels. Rom wurde nicht von einem Entwicklungshilfeministerium geführt, sondern war eine imperiale Militärmaschinerie. Besatzer haben immer die gleichen unangenehmen Eigenschaften bis auf den heutigen Tag: Sie wollen beherrschen, bestimmen und profitieren, von dem was sie erobert haben. Ihre Macht verlangt nach Brot, nach Maschinen, nach Öl. Und die besetzten Gebiete haben das zu liefern. In Polen, der DDR oder Ungarn weiß man davon ebenso ein Lied zu singen wie im Irak oder wie einst in Obergermanien.

Heute schreiben nicht wenige Autoren von der „Varuskatastrophe“. Muss man etwa Mitleid haben mit den Römern? Anderswo heißt es, die Völker rechts des Rheins seien die Achillesferse „römischen Engagements“ gewesen. „Römischen Engagements“? Wer würde denn vom „Chinesischen Engagement“ in Tibet sprechen oder vom „US-Engagement“ in Vietnam oder im Irak?

„Roms Truppen verheerten und plünderten bei ihren Einfällen nach Germanien die Ländereien – auch das Cheruskerland des Arminius“

Rom führte einen blutigen Eroberungskrieg, nicht nur in Gallien, nicht nur gegen die Kelten, sondern ebenso gegen die Germanen zwischen Rhein und Elbe. Boris Dreyer schreibt in seinem Buch „Arminius und der Untergang des Varus – warum die Germanen keine Römer wurden“ ganz klar: „Schon im Jahr 12 (v. Chr.) stieß Drusus (röm. Feldherr, Stiefsohn des Kaisers Augustus) tief in Feindesland vor, nachdem er zunächst das Land der Sugambrier verheert hatte.“ Bei diesen wiederholten Einfällen ging es zum Beispiel auch gegen die Friesen. Drusus stieß schließlich nach Obergermanien vor. An der Elbe machte der römische Eroberer mit seinen Legionen damals (10. und 9. Jh. v. Chr.) kehrt, nachdem er u. a. „das Land der Cherusker geplündert hatte“.

Arminius war damals schon geboren und hat die Verheerungen seiner Heimat miterlebt, ehe er als Geißel nach Rom mitgenommen wurde. Dort lernte er das Kriegshandwerk, auf das sich die Römer bestens verstanden. Im Jahre 7 oder 8 n. Chr. kehrte er als Mittzwanziger ins Cheruskerland zurück.

Was er dort sah, war das Elend eines besetzten Landes und seiner Menschen. Viele Germanen hatten sich mit den Römern arrangiert, auch einige seiner Verwandten. Andere ballten die Faust in der Tasche und warteten auf eine Gelegenheit, ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus zitiert in seinen „Annalen“ aus einer Rede, die Arminius im Kreise des cheruskischen Widertands gehalten habe: „Die Germanen werden sich nie damit abfinden, dass sie zwischen Elbe und Rhein Rutenbündel, Beile und Toga gesehen haben. Andere Völker, die keine Bekanntschaft mit dem Römischen Reich gemacht haben, wissen nichts von Blutgerichten und kennen keine Steuern.“

Mit Halseisen gequält und gedemütigt

Die tiefen Einfallschneisen, die schon unter Drusus in das Gebiet Obergermaniens geschlagen worden waren, wurden systematisch besetzt. Die römische Militärmaschinerie versuchte sie in der Folgezeit kontinuierlich zu verbreitern. Stämme, die besiegt wurden oder kapitulieren mussten, wie die Sugambrier und nordwestlich angesiedelte Germanenstämme wurden zu Zehntausenden deportiert. Das „Engagement“ Roms war von keinerlei Skrupeln geplagt. Bei den von Arminius erwähnten Blutgerichten wurde kurzer Prozess gemacht. Der Statthalter senkte den Daumen und dann wurde hingerichtet. Erreicht werden sollte mit diesen öffentlichen Vollstreckungen, manchmal auch Massentötungen, dass der Widerstand der freiheitsliebenden Germanen gebrochen werde.

Die Römer setzten sogar das so genannte Halseisen ein. Es führte zur weitgehenden Unbeweglichkeit des Betroffenen. Die Arme wurden an den Hals fixiert. Der so Gequälte und Gedemütigte konnte schlucken und atmen, war aber nicht mehr aktionsfähig. Boris Dreyer schreibt darüber: „Es ist ein eindrucksvolles Zeichen der militärischen Disziplinierung, gleichzeitig aber auch schon der Zielsetzungen für die Zeit nach der bedingungslosen Kapitulation der Germanen zwischen Rhein und Elbe.“ – Wahrlich eindrucksvoll.

Ziel war die „bedingungslose Kapitulation“

Es ging also um die bedingungslose Kapitulation. Um nicht mehr und nicht weniger. Boris Dreyer handelt dieses „normierte römische Verfahren“ auf einer halben Seite ab und betont dabei dreimal die „bedingungslose Kapitulation“. Es sei „gut nachvollziehbar“, meint er dann, „dass die Germanen, die ihre alte Freiheit noch kannten, sich damit nicht abfinden wollten.“

Die Kolonialisierung, wie man heute sagen würde, wurde jedoch unerbittlich durchgezogen. Dreyer schreibt verharmlosend von „Provinzialisierung“, die unter dem Nachfolger des Drusus, dem neuen römischen Statthalter Quintilius Varus, radikal verschärft worden sei, mit entsprechenden Folgen: „Als er (Arminius) nach Germanien zurückkehrte, fand er das

Land in heller Empörung über den neuen Provinzialisierungskurs der Römer unter der Statthalterschaft des Varus vor.“

Und so kam es wie es kommen musste. Statt bedingungsloser Kapitulation erhoben sich die Germanen unter dem in Rom glänzend ausgebildeten und strategisch geschulten Arminius. Listenreich und angesichts ihrer Lage ebenfalls ohne Skrupel, wiegten die Germanen Varus in Sicherheit. Bei Dreyer liest sich das so: „Sie gaben sich willfährig. Nichts deutete darauf hin, dass sie etwas anderes im Sinn hätten, als sich dem Willen der Römer bereitwillig zu unterwerfen. Sie lockten Varus weit vom Rhein weg ins Land der Cherusker bis an die Weser. Varus fühlte sich mit seinen Truppen wie in einem befriedeten Freundesland und glaubte sich sicher.“

Die römische Strategie der Vernichtung führte ihre Legionen direkt ins Verderben

Sein Verhalten wird Hermann dem Cherusker - so hieß er nach der Eindeutschung seines Namens in der Lutherzeit – von manchem als „Verrat“ ausgelegt, weil er Varus hinters Licht geführt hat. Aber er wäre anders kaum in der Lage gewesen, das Joch von sich und seinen Cheruskern abzuschütteln. Solche Entwicklungen vom Saulus zum Paulus und umgekehrt, gibt es in der Geschichte zuhauf, auch in der deutschen. Schenk Graf von Stauffenberg beispielsweise trug dieselbe Uniform wie Adolf Hitler, sprach die gleiche Sprache, war Offizier des Dritten Reiches und hatte einen Eid auf seinen Führer geleistet. Er galt daher in der NS-Zeit wegen seines Attentats auf Hitler bei vielen als Verräter. Und insgeheim sehen ihn manche wohl bis heute so. Stauffenberg hätte jedoch schon am 20. Juli 1944 zum Helden werden können, wenn der Tyrannenmord geglückt wäre.

Der Cherusker Arminius hat den Römer Varus nicht umgebracht, obwohl er persönlichen Umgang mit ihm hatte. Es hätte ihm auch wenig genutzt, denn an dessen Stelle wäre ja nur ein neuer Statthalter gekommen. Arminius lockte dagegen die Legionen Roms in den Hinterhalt, um sie und ihre gesamte Kampfkraft zu vernichten. Lapidar bemerkt Boris Dreyer: „Als sich dann die römische Armee tief in unwegsamem Waldgebiet befand und sich kaum zurechtfinden konnte, schnappte die Falle unerbittlich zu.“ Nur wenige der in drei Legionen ausgezogenen 15.000 bis 20.000 Römer entkamen. Die als unschlagbar geltenden Elitetruppen der XVII, XVIII. und XIX. Legion waren vernichtet.

Hermann der Cherusker – der „Befreier Germaniens“

Die Hermannsschlacht änderte den Lauf der Geschichte. Der römische Historiker Tacitus bezeichnete den Sieger als „Befreier Germaniens“. Und die Deutschen ehrten ihn im 19. Jahrhundert mit dem Hermannsdenkmal. Entworfen und realisiert hat es der Berliner Architekt Ernst von Bandel unter Opferung seines gesamten Privatvermögens. 1875 wurde es in Gegenwart von Kaiser Wilhelm I. eingeweiht. Es steht in einem Ringwall der Grotenburg bei Detmold.

Der Volksaufstand, denn nichts anderes war die Hermannsschlacht, hat bewirkt, dass die Germanen keine Römer wurden. Varus hatte nicht begriffen, dass man mit der Taktik der verbrannten Erde nicht den Stolz ganzer Völker bezwingen kann. Dreyer: Eine derartige Taktik des totalen Krieges „schweißte die Gegner nur schneller und fester zusammen.“

Der römische Kolonialismus hatte sich in dieser Form überlebt. Wer zuletzt kam, den bestrafte schon damals das Leben. Je heftiger die Angriffe der Römer waren, desto entschlossener wuchs der Widerstand. „Die römische Strategie der Vernichtung“ (Dreyer) führte die Legionen direkt ins Verderben.

Der Limes wurde überrannt wie 2000 Jahre später die 1961 errichteten Mauern der SED. Freiheitskämpfe hat es in den Jahrhunderten dazwischen immer wieder gegeben auf

deutschem Boden. Die Bauernkriege seien dafür stellvertretend genannt. Eine „richtige Revolution“ hätten die Deutschen nicht zustande gebracht, wird ihnen von Ideologen und Historikern vorgehalten. Aber sie haben auch die Mauer niedergemacht. 28 Jahre nach ihrer Errichtung standen junge Berliner auf dem Beton der Mauerkrone und schlugen mit Hammer und Meißel den „antifaschistischen Schutzwall“ kurz und klein. Man nannte sie nicht Revolutionäre, sondern „Mauerspechte“.

Materialien und Ausstellungen

Zu dem Großereignis der Varusschlacht vor 2000 Jahren gibt es eine umfangreiche Ausstellungs-Literatur und bis 25. Oktober auch noch Führungen an den historischen Stätten. Den dreibändigen Ausstellungskatalog haben die beteiligten Museen und Landesverbände herausgegeben.

Band 1

beschäftigt sich unter dem Titel „Varusschlacht – Imperium“ mit dem damaligen römischen Reich und seiner Politik. Es zeigt die Abbildungen von Hunderten von Exponaten und beschreibt sie detailliert.

Herausgeber dieses 400 Seiten starken Bandes mit Karten, Zeichnungen und Fotografien ist das Römermuseum Haltern am See des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

Informationen: <http://www.lwl-roemermuseum-haltern.de/>

Band 2

beschreibt unter dem Titel „Varusschlacht – Konflikt“ u. a. die größte Niederlage des römischen Imperiums, die Motive germanischer Kriegführung, das Schlachtfeld von Kalkriese, germanische Eliten und germanische Söldner.

Herausgeber dieses 430 Seiten starken Bandes, mit Karten, Fotos des Schlachtfeldes und Abbildungen der Exponate sind Museum und Park Kalkriese.

Informationen: <http://www.kalkriese-varusschlacht.de/>

Band 3

widmet sich unter dem Titel „Varusschlacht – Mythos“ den Legenden und dem Gedenken. Es geht u. a. um das Germanenbild aus literarischer Perspektive, der Stammeswelt, dem Alltag, der Gesellschaft und den Lebensgrundlagen der Germanen, sowie um ihre Götter und Rituale. Auch Heinrich v. Kleists Drama „Die Hermannschlacht“ wird darin vorgestellt.

Herausgeber dieses 416 Seiten umfassenden Bandes mit Karten, Szenenfotos aus der „Hermannschlacht“, Dokumenten zur Grabung im Dritten Reich und der Abbildung vieler Exponate ist der Landesverband Lippe.

Informationen: http://www.lippisches-landesmuseum.de/pages_neu/start.php

*

Rezension zu: „2000 Jahre Varusschlacht – Imperium, Konflikt, Mythos, Theiss Verlag 2009, 3 Bände im Schmuckschuber, zusammen rund 1200 Seiten mit ca. 1200 Abbildungen, gebunden mit Schutzumschlag, Subskriptionspreis bis zum 31.12.2009: 79,90 Euro, danach 99,90 Euro, ISBN: 978-3806222777.

Rezension zu: „Arminius und der Untergang des Varus – warum die Germanen keine Römer wurden“ von Boris Dreyer, Klett-Cotta Verlag, mit Karten (sw), einem Personen- und einem Ortsregister, 317 Seiten, 24,90 Euro, ISBN: 978-3608945102.

*

Hinweis:

Im Herbst erscheinen anlässlich des Jubiläums des Mauerfalles vom 9. November 1989 einige neue Bücher zu dem Ereignis. Unter anderem „Das Jahr der Deutschen: Die glückliche Geschichte von Mauerfall und deutscher Einheit“ von Michael Funken, Piper Verlag, broschiert, 8,95 Euro (erscheint im Oktober 2009).

► SPRACHE

Zwanzig pralle deutsche Wörter

Es bewegt sich was in Deutschland: Der Überdruß an albernem oder unverständlichem Englisch in Werbung, Wirtschaft, Wissenschaft wächst, und die Aktion „Lebendiges Deutsch“ leistet seit Februar 2006 einen Beitrag dazu.

Von Aktion Lebendiges Deutsch
EM 08-09 · 03.08.2009

Bei den Angeboten an die deutsche Sprachgemeinschaft wurden nicht nur Volltreffer gelandet - aber die 20 folgenden Vorschläge haben in Presse und Funk, auf Schulen und Universitäten und nicht zuletzt bei google ein lebhaftes Echo gefunden. Auch dpa verbreitet die Angebote weiterhin an jedem ersten Sonntag im Monat.

Die Aktion „Lebendiges Deutsch“, gefördert von Bundestagspräsident Norbert Lammert und namhaften Wissenschaftlern, wird getragen vom Präsidenten des Deutschen Lehrerverbands, Josef Kraus, dem Vorsitzenden des Vereins Deutsche Sprache, Prof. Dr. Walter Krämer, dem Journalisten und Autor Wolf Schneider und Dr. Cornelius Sommer, dem Beiratsvorsitzenden der „Stiftung deutsche Sprache“.

Hier die Bestenliste - 20 pralle deutsche Wörter – der Aktion „Lebendiges Deutsch“:

- Prallkissen statt Airbag - schon weil gar keine Luft drin ist.
- Giftbank statt der gequäkten Bad Bank.
- Aussetzer statt Blackout.
- Denkrunde statt Brainstorming.
- Geh-Kaffee statt Coffee to go.
- Rechner statt Computer, schon weil es damit ja schließlich angefangen hat.
- Schalter statt Counter.
- Billigmarkt statt Discounter, schon weil billig doch das Wichtigste ist.
- Hohnlohn statt Dumping-Lohn, das klingt wie es ist.
- Kampfpriis statt Dumping-Preis und jeder weiß Bescheid.
- Ausrüstung statt Equipment.
- Werkverkauf statt Factory-Outlet, da weiß man doch gleich wo was stattfindet.
- Schnellkost statt Fastfood.
- Schrottanleihe statt Junkbond, und schon nimmt sie kein Seriöser mehr in die Hand.
- Klapprechner statt Laptop.
- Im Netz und vom Netz statt online und offline.
- Zahlkanal statt Pay-TV – ungeschminkte Wahrheit.
- Auskunft statt Service-Point.
- E-Müll statt Spam, denn mit Dosenfleisch hat das nichts zu tun.
- Netzauftritt statt Website.

► RUSSLAND - USA

Die Neuvermessung Eurasiens

Der Besuch von Barack Obama in Moskau hat der Idee einer neuen Sicherheitsarchitektur von Dimitri Medwedew Auftrieb verliehen. Die Chancen für eine Partnerschaft zwischen Russland und dem Westen sind gestiegen. Die USA wollen nicht, dass Russland an einer eigenen Allianz mit China - gegen den Westen - Interesse zeigt.

Von Alexander Rahr
EM 08-09 · 03.08.2009



Alexander Rahr

Obama und Medwedew sind Politiker einer neuen Generation, die keine Erinnerungen mehr an den Kalten Krieg hat. Beide haben sich vorgenommen, die feindlichen Stereotypen über Bord zu werfen und eine neue globale Agenda der beiderseitigen Beziehungen aufzuschlagen. Obama und Medwedew haben die ehemalige amerikanisch-russische Kommission, die in den

neunziger Jahren vom US-Vizepräsidenten und dem Russischen Premierminister geleitet wurde, wieder auferstehen lassen und sich selbst an die Spitze des Gremiums gestellt. Mittels dieser bilateralen Kommission werden nicht nur die Politiker, sondern die Geschäftswelt und die Zivilgesellschaften beider Länder stärker miteinander kommunizieren. Mit der Übernahme des Vorsitzes durch die beiden Präsidenten selbst soll die Ernsthaftigkeit des Neustarts in den Beziehungen unterstrichen werden. Obama und Medwedew wollen verhindern, dass die Initialzündung für neue Projekte auf der zweiten Ebene der Bürokraten zerredet und unterminiert wird.

Verzicht auf die Pax Americana?

Insbesondere scheint Obama erkannt zu haben, dass er die künftige Weltordnung im Alleingang nicht gestalten kann. Der US-Präsident hat in den vergangenen Wochen und Monaten der islamischen Welt, dem Iran, Venezuela, China und jetzt Russland die Hand ausgestreckt. Er verzichtet auf die Pax Americana. In Fragen der Klimaschutzpolitik unterstützt er die europäische Führung. Um so viele Akteure wie möglich in die Lösung der Probleme der Finanzkrise einzuspannen, fördert er die Umwandlung der G8 in eine G20. Für die Festigung des Nichtverbreitungsregimes braucht er Russland. Nur eine radikale atomare Abrüstung der Waffenarsenale Russlands und der USA kann den Iran noch am Bau eigener Atomwaffen hindern.

Amerika benötigt Russland auch für die Stabilisierung Afghanistans. In der Vergangenheit haben die USA die Unterstützung anderer Länder für ihre globalen Ziele als selbstverständlich hingenommen. Darüber haben sich die Russen besonders geärgert. Jetzt scheint Obama Moskau einen Deal vorzuschlagen: Im Falle einer russischen Unterstützung der NATO-Friedenssicherung in Afghanistan und einer russischen Beteiligung an einer konstruktiven Lösung bei der Verhinderung eines iranischen Atomprogramms ist Obama

Zur Person: Alexander Rahr

Alexander Rahr ist Programmdirektor der Körber-Arbeitsstelle Russland/GUS und Koordinator des EU-Russland-Forums (in Zusammenarbeit mit der EU-Kommission).

Im Jahr 2000 veröffentlichte er unter dem Titel „Wladimir Putin. Der Deutsche im Kreml“ eine Biographie des russischen Präsidenten.

Zum Machtwechsel Putin - Medwedjew erschien: „Russland gibt Gas“ - Bilanz der Ära Putin und Ausblick über die Zukunft des größten Landes Eurasiens.

gewillt, die Stationierung der Raketenabwehr in Mitteleuropa, sowie die NATO Osterweiterung auf die Ukraine und Georgien auszusetzen.

Die geopolitischen Rivalitäten bleiben

Befürchtungen einzelner westlicher Kritiker, Obama habe, für vage Zugeständnisse im Kampf gegen den islamischen Extremismus, den Russen ihre verlorene Einflussosphäre auf dem postsowjetischen Territorium zuerkannt, entbehren jeglicher Grundlage. Die geopolitischen Rivalitäten, vor allem bei der Verlegung alternativer Erdgaspipelines in Umgehung Russlands aus dem Kaspischen Raum, werden bestehen bleiben. Doch Obama und Medwedew wollen wirklich einen Neuanfang in den Beziehungen und versuchen, die neue Weltordnung nicht gegeneinander, sondern, soweit es möglich ist, miteinander zu kreieren.

Die Europäer haben den Besuch Obamas in Russland aufmerksam beobachtet. Sie sind bekanntlich in der Frage des Umgangs mit Russland zerstritten. Manche der ehemaligen Warschauer Pakt Staaten wollten, unterstützt von neokonservativen Kreisen in der alten US-Regierung, die NATO wieder zu einem Instrument der Eindämmung Russlands umrüsten. Nach dem Neustart in den Beziehungen zwischen Washington und Moskau bekommen Staaten wie Deutschland, Frankreich und Italien wieder Rückenwind, die immer schon statt auf Konfrontation auf eine strategische Kooperation mit Russland gesetzt haben.

Den Ost-West-Dialog aufnehmen

Beobachter gehen davon aus, dass nach dem Erfolg versprechenden Obama-Besuch in Moskau, die USA und die EU jetzt den von Medwedew vorgeschlagenen Dialog zur Schaffung einer gemeinsamen euroatlantischen Architektur aufnehmen können. Neben der vollständigen Wiederaufnahme der Arbeit des NATO-Russland Rates könnte die NATO jetzt ein Interesse an einer Kooperation mit der Schanghai Organisation für Zusammenarbeit, sowie der ODKB – dem Verteidigungspakt einiger GUS-Staaten – zeigen.

Wichtig war, dass Obama sich, trotz seiner Anspielung auf das vermeintliche alte Denken Wladimir Putins, sich auch mit dem Ministerpräsident traf, um über die Raketenabwehr zu debattieren. Putin war es nämlich, der noch vor zwei Jahren den Amerikanern eine Zusammenarbeit beim Aufbau einer Raketenabwehr im Südkaukasus – direkt an der iranischen Grenze – angeboten hatte. Die Bush-Regierung lehnte damals ab, obwohl Russland durch diesen Vorschlag in der Frage der iranischen Bedrohung an die Seite des Westens gerückt wäre.

► GEORGIEN

Washington und Brüssel blicken auf Tiflis

Ende Juli – knapp ein Jahr nach dem „Fünftagekrieg“ um Südossetien – stand Georgien einmal mehr auf der Agenda der internationalen Politik. US-Vizepräsident Joseph R. Biden machte in Tiflis Station, um ein klares Signal zu senden.

Von Johannes Wetzinger
EM 08-09 · 03.08.2009

Führende Vertreter der US-Administration üben sich derzeit in einem Balanceakt. Während Präsident Barack Obama nach einem „Neustart“ in den Beziehungen zu Russland strebt, versucht sein Stellvertreter Joseph R. Biden Georgien und die Ukraine zu beruhigen: Ein derartiger „Neustart“ werde nicht auf Kosten von Tiflis oder Kiew verwirklicht, so das Signal einer viertätigen Reise Bidens in der Region.

Rückendeckung durch die Vereinigten Staaten

Georgiens Präsident Michail Saakaschwili, der zu Obamas Vorgänger George W. Bush enge Beziehungen pflegte, zeigte sich sichtlich erfreut und sprach von einem „historischen Besuch“. US-Vizepräsident Biden erklärte in einer Rede vor dem georgischen Parlament die Rückendeckung der Vereinigten Staaten für die territoriale Integrität und Souveränität der Südkaukasusrepublik: Washington werde die vom Zentralstaat abtrünnigen Separatistenregime in Abchasien und Südossetien nicht als unabhängige Staaten anerkennen und einen NATO-Beitritt der ehemaligen Sowjetrepublik „voll unterstützen“ – Aussagen, die im georgischen Parlament mit lautstarkem Applaus begrüßt wurden.

Georgien fordert Wiederaufrüstung durch die USA

Bidens Besuch kommt allerdings in erster Linie symbolischer Charakter zu. Konkrete Sachthemen, die führende georgische Politiker im Vorfeld des Treffens lanciert hatten, blieben vorerst auf der Strecke. Tiflis forderte von Washington Engagement in zwei Bereichen: Erstens sollten die Vereinigten Staaten Georgien mit „Defensivwaffen“ beim Wiederaufbau der Armee unterstützen. Bereits in den vergangenen Jahren hatten die USA große Summen in die Modernisierung der Streitkräfte der ehemaligen Sowjetrepublik investiert. Die georgische Armee wurde allerdings durch die offene militärische Konfrontation mit Russland im August 2008 schwer in Mitleidenschaft gezogen. Georgien hatte in diesem „Fünftagekrieg“ versucht, das abtrünnige Südossetien mit Waffengewalt zurückzuerobern und war von Russland binnen kürzester Zeit in die Knie gezwungen worden.

Kritik aus Russland

Auch die zweite georgische Forderung an die USA ist mit den Folgen dieses Krieges verknüpft: Washington solle sich an der zivilen Monitoring-Mission der Europäischen Union (EUMM) beteiligen, die im Vorjahr nach den Kampfhandlungen eingerichtet wurde. Diese Präsenz beobachtet unter anderem die Entwicklung an den Grenzen zu den Konfliktgebieten Abchasien und Südossetien, die nach dem „Fünftagekrieg“ von Russland einseitig als unabhängige Staaten anerkannt worden waren. Moskau hat seither Freundschaftsverträge mit den abtrünnigen Gebieten abgeschlossen und seine militärische Präsenz in den Regionen deutlich ausgebaut. Georgiens Forderungen nach US-Waffenlieferungen und US-Beobachtern sorgten wenig überraschend für lautstarken Protest in Moskau. Auch die

Vereinigten Staaten agierten vorerst vorsichtig – wohl wissend, dass eine zu starke Unterstützung für Tiflis einen möglichen „Neustart“ mit Moskau unterminieren könnte. Beide Fragen wurden beim Treffen zwischen Biden und Saakaschwili nicht öffentlich thematisiert und stehen nach Informationen aus US-Regierungskreisen zu diesem Zeitpunkt noch nicht zur Debatte.

UNO und OSZE mussten Georgien verlassen

Unterdessen beschäftigten sich auch die Außenminister der Europäischen Union im Juli mit der Lage in der Südkaukasusrepublik: Die Monitoring-Mission, deren ursprüngliches Mandat im September endet, wurde nun um ein Jahr verlängert.

Wenngleich vorerst noch offen ist, ob sich in Zukunft auch US-amerikanische Beobachter an der EUMM beteiligen werden, ist eines bereits klar: Die EU hat in den vergangenen zwölf Monaten in Georgien eine immer wichtigere Rolle eingenommen. Bereits im Zuge des „Fünftagekriegs“ bemühte sich der damalige EU-Ratsvorsitzende Nicolas Sarkozy um eine rasche Vermittlung zwischen Moskau und Tiflis.

Nur kurze Zeit später wurde besagte Beobachtermission aus der Taufe gehoben. Sie verfügt nur über eingeschränkte Befugnisse und hat bisher keinen direkten Zugang zu Abchasien und Südossetien erhalten – und dennoch kommt ihr eine bedeutende Rolle zu: Die EUMM ist die einzig verbliebene internationale Beobachtermission. Die langjährigen Präsenzen von UNO und OSZE, die bereits seit den frühen 90er-Jahren die Lage in den Konfliktgebieten überwacht hatten, mussten in den vergangenen Monaten Georgien verlassen.

Russland verfügt in der UNO und in der OSZE über ein Veto-Recht und hatte einer Verlängerung der Mandate in ihrer bisherigen Form nicht mehr zugestimmt. Durch den Krieg des Vorjahres, so die Argumentation Moskaus, hätten sich die Realitäten verändert. Daher sei auch eine Überarbeitung der Mandate notwendig. Trotz einem langen diplomatischen Tauziehen konnte von der internationalen Gemeinschaft allerdings kein Konsens über den Fortbestand der Missionen erzielt werden.

► LETTLAND

Die Rentner betteln wieder

Letland hat hoch gepokert und ist tief gefallen. Das Land steht, wie das Baltikum insgesamt, kurz vor der Pleite. Reichlich unvorbereitet haben die Menschen den Boom genossen. Jetzt kommt der Kater. Stark gekürzte Durchschnittsrenten treiben die Ruheständler zum Betteln auf die Märkte. Die Verluste der Spekulanten werden sozialisiert. Junge Fachkräfte zieht es ins Ausland. So haben sich die Menschen den Kapitalismus nicht vorgestellt.

Von Jan Balster

EM 08-09 · 03.08.2009



Ekaterina aus Riga erzählt ihr Schicksal nach der Wende zum Kapitalismus. (Foto: Jan Balster)

Dass der Imperialismus hart zuschlägt, hätten sie wissen müssen, wenn sie dem Staatsunterricht der UdSSR nur ein wenig Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Stattdessen klemmten sie gelangweilt zwischen den Schulbänken, schrieben kleine Zettel mit Liebesbekundungen an ihre Mitschüler, verabredeten sich für den Nachmittag oder träumten einfach mit offenen Augen vor sich hin. Geschickte Schüler bereicherten ihre Lehrbücher mit eigenen Zeichnungen, die Ungeschickten vervollständigten die vorhandenen Portraits mit Bärten und Brillen. Nur manchmal, wenn eine Klassenarbeit drohte, brach für alle der Stress aus, sie lernten die Zitate von Lenin und Stalin auswendig. „Die ‚Fünf‘ war leicht zu erreichen“, erzählt Ekaterina, die flotte Fünfzigerin aus Riga: „Mit meinem fotografischen Gedächtnis speicherte ich die Buchseiten kurzzeitig ab.“

Doch es gab auch ein paar andere, gleichmäßig verteilt in jeder Klasse, ein bis zwei Schüler, die überzeugt waren von diesem System und dennoch alles hinterfragten. „Die kassierten dann die ‚Einsen‘“, die schlechteste Note im sowjetischen Schulsystem. Ekaterina lacht.

Hinterfragen sollte man nicht, denn das imperialistische System galt in der UdSSR als überwunden. Die Grundsätze waren Fakt. Da benötigte man keinen Leitfaden, wie verhalte ich mich richtig im Kapitalismus.

Die Reize der großen Freiheit

Nach der Schule arbeitete Ekaterina in einem Rigaer Restaurant. Studieren mochte sie nicht. Sie wollte Geld verdienen. „Das konnte ich nur, wenn ich der Arbeiterschaft zugehörig war“, sagt sie. Denn als studierter Mensch gehörte man der Intelligenzija an. „Schichtzulagen oder Trinkgelder waren tabu“, fährt sie fort. „Und das Grundgehalt, na ja, auch nicht so üppig.“ Später relativiert sie diese Aussage etwas: „Aber leben konnte man davon trotzdem gut, nur Luxus war eben nicht drin, kein Auto und nur ein schäbiger Schwarzweiß-Fernseher.“

1989 war es dann soweit, da übermannte die Staaten des Baltikums die große Freiheit und auf einmal konnten sich die Menschen alles kaufen. Und sie langten zu. Das natürlich auch hier ansässige „Das-Muss-Ich-Haben“-Gen, wurde durch allerlei Reize der Medien gefördert. Dafür hatten sie sich losgesagt von der Gemeinschaft unabhängiger Sowjetrepubliken, kurz GUS. Nichts wollten sie mehr mit den Russen und deren Gemeinschaft zu tun haben. Ihre Zukunft sahen sie allein in drei unabhängigen souveränen Staaten: Estland, Litauen und Lettland. Und diese orientierten sich ganz westeuropäisch.

Das Fernsehen zeigte Bilder von zufriedenen Menschen

Die ersten Jahre waren schwer. „Wir hatten ganz schön zu kämpfen“, sagt Ekaterina: „Von jetzt auf gleich konnten wir den Lebensstandard Westeuropas nicht erreichen. Dazu kam noch die massive Entwertung des Lats Ende der 90ziger Jahre.“ Die Hoffnung blieb und die Rettung ließ nicht lange auf sich warten. Die Schweden interessierten sich für die Staaten des Baltikums. Der Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft (EU) folgte 2004. Überstürzt hatte man sich wieder gebunden - sah man doch das Lebensniveau Westeuropas als Ideal an.

Das Interesse der Schweden galt als Zeichen. „Alles musste plötzlich so schnell gehen“, meint Ekaterina. „Doch richtig informiert wurden wir nicht. Vor- und Nachteile wurden nicht abgewogen. Das Fernsehen zeigte uns nur die Bilder von zufriedenen und glücklichen Menschen. Die Hoffnung war groß, allen werde es besser gehen.“ Um die Konjunktur weiter anzukurbeln, wurden Kredite von Banken des Baltikums ohne einen Euro Eigenkapitalbeteiligung vergeben. Das Recht, dem Bürger Kredite zu verweigern, hatte nur ein Staat, wie sie ihn einst erlebt hatten, so die vorherrschende Meinung.

Schweden als Spender und Kleinkredite per SMS

Und die schwedischen Banken pumpten zusätzlich jeweils 40 Milliarden Euro in die drei Ostseestaaten. Das zeigte sich besonders in Riga. Villen und Neuwagen vermehrten sich wie Unkraut. Der Geldsegen brach nicht ab, zumal die Schweden die ehemaligen Sowjetrepubliken an der Ostseeküste, besonders Lettland, sofort als heimischen Markt betrachteten. Es wurde in Technologien und Ausbildung der Leute investiert. „Den Aufschwung konnten wir nun auch äußerlich sehen und zeigen“, meint Ekaterina. „Da brauchte man nur durch die herrlichen Straßen Rigas mit ihren hübschen Jugendstilhäusern zu spazieren.“ Der Reichtum kam an bei den Menschen. „Wir glaubten, wir hätten es geschafft“, seufzt sie. „Den Politikern haben wir vertraut.“

Auch Ekaterina nahm die neuen Herausforderungen an. Sie kündigte bei ihrem Arbeitgeber im Restaurant und nahm einen Job bei einem der aufstrebenden Callcenter Rigas unter schwedischer Schirmherrschaft an. Das war 2005. „Das Gehalt sprach für sich“, meint sie: „750 Euro im Monat. Soviel hatte ich noch nie verdient.“ Und die Gehälter stiegen weiter. Zeitweise hatte ihre Firma sogar Probleme, neue Arbeitskräfte zu finden, gibt sie zu verstehen. Sie waren, bedingt durch die geringe Arbeitslosigkeit in den Jahren 2005 und 2006, zu teuer geworden. Endlich wurde der Nachholbedarf der Konsumenten gestillt. Die Menschen wurden risikofreudiger, aber auch leichtsinniger. Zum ersten Mal durften sie günstige Kredite aufnehmen. Kleinkredite bis zu 2000 Euro konnten sogar per SMS abgerufen werden. Häuser wurden gekauft oder gebaut und Luxusgüter angeschafft. Viele Letten verschuldeten sich bis über beide Ohren. „Ich habe auch einen Kredit genommen“, gesteht Ekaterina. Sie kaufte sich ein kleines Haus in einem der zahlreichen Vororte Rigas. Die Rückzahlung gestaltete sich moderat. Schnell konnte sie den Kredit reduzieren. „Sogar für die Zukunft konnte ich etwas zurücklegen.“

Lösung der Finanzkrise mit dem Plan in der Schublade

Plötzlich jedoch platzte die Blase. Im Januar dieses Jahres stürmten Tausende Menschen das Rigaer Parlament. Sie machten ihrer Wut auf dessen Sparkurs Luft. „Dabei war ich nicht“, sagt Ekaterina. Aber ich finde es gut, dass diese Ignoranz und Arroganz bestraft wird.“ Die Regierung um Ivars Godmanis dankte ab. Denn noch immer war der kleine EU-Staat auf ausländische Hilfe angewiesen.

Ein Vierteljahr später verweigerte gar der Internationale Währungsfonds (IWF) die notwendige Kredithilfe mit der läppischen Begründung, die Sparquote im Staatshaushalt Lettlands sei zu gering. Und tatsächlich, sollten noch zwei weitere Zahlungen des IWF ausbleiben, wäre Lettland pleite. Dies ist ein Grund, doch die Ursachen liegen wo anders. Die Boomzeit des Baltikums war eigentlich schon mit Beginn der globalen Finanzkrise vorbei. Jeder dritte Immobilienkäufer konnte bereits 2007 seine Kredite nicht mehr

zurückzahlen. Im Mai 2008 lag die Inflationsrate Lettlands mit 17,9 Prozent auf Rekordniveau. Gleichzeitig sank das Bruttoinlandsprodukt dramatisch. Dies hatte die damalige liberalkonservative Regierung Lettlands zwar erkannt und sogar einen Plan zur Bekämpfung der Inflation ausgearbeitet. Nur dieser wanderte ohne weitere Beachtung in der Schublade.

Der überbewertete Lat wurde zum Problem. Er nutzte den Importeuren und benachteiligte gleichzeitig immer mehr einheimische Firmen. Eine Entwertung kam nicht in Frage, hielten Lettlands Finanzexperten dagegen, sie würde die Auslandsschulden des Landes massiv vergrößern.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten, die Preise für einheimische Produkte schnellten in die Höhe. „Wir können uns kaum noch Obst, Gemüse und Milch aus der Heimat leisten“, bestätigt Ekaterina: „Besonders hart trifft es da die Städter, sie haben oft keinen Garten mehr. Bei ihnen heißt es dann einfach, weniger essen. Das schlägt auf das Gemüt.“

Um die Preissteigerungen auszubremsen, senkte die Regierung die Unternehmensabgabe für Krankheitskosten der Beschäftigten. Zusätzlich räumte sie Investoren, kleineren und mittleren Unternehmen Steuerentlastungen und staatliche Kredite ein. Anders als in Deutschland, wo es einen gut entwickelten Mittelstand gibt, welcher, bedingt durch die private Haftung der Unternehmer, sich etwas für schlechte Zeiten zurückgelegt hat, ist der Mittelstand des Baltikums vollkommen unterentwickelt. „Viele Kleinproduzenten geben auf“, sagt Ekaterina. „Die Landwirte werden zu großen Selbstversorgern, wie bei uns in der Gegend. Fast alle sind pleite.“ Die Arbeitslosenquote stieg von vormals 7,4 Prozent (2008) auf beinahe 25 Prozent (2009) an. Und schon werden Stimmen nach einer Verstaatlichung von Firmen laut. Ein Tabuthema seit dem Austritt aus der GUS.

Die Rolle der EU

Das Ergebnis des EU-Beitritts und eines sorglosen Umgangs mit Geld erleben wir heute. Ein Staat steht vor dem finanziellen Ruin. Ein Staat, dem die Fachkräfte davongelaufen sind und noch immer abhandenkommen. „Für wen habe ich das Haus gekauft“, fragt sich Ekaterina. „Für meine Kinder, doch die zieht es fort, hin zu den lukrativen Arbeitsangeboten nach Großbritannien, Deutschland und Schweden.“ Ihr Sohn ist schon ausgewandert. Er fand einen Job als Bauingenieur in Schweden. Und ihre Tochter, sie hat gerade ihren Job verloren. „Vielleicht geht sie auch. Wer weiß das schon.“

Die Wirtschaft Lettlands steht vor dem finanziellen Kollaps. Und es wird alles unternommen, um die Zukunft der Kinder zu ruinieren. Gerade hat die frisch gewählte Mitte-Rechts-Regierung um Valdis Dombrovski ein Gesetz verabschiedet, um zu verhindern, dass das Haushaltsdefizit auf mehr als elf Prozent des Bruttoinlandsprodukts steigt. Das bedeutet, es wird gespart, was aus den Bürgern herauszuholen ist.

Die Gehälter im öffentlichen Dienst sinken um 55 Prozent, d. h. ein Lehrer der Oberstufe bekommt jetzt nicht mehr 600 Euro, sondern knapp 300 Euro im Monat. Ebenso wird die Durchschnittsrente von 120 Euro auf 80 Euro herabgestuft. Zusätzlich reduziert sich der staatlich festgelegte Mindestlohn um 200 Euro. Das Elterngeld wurde halbiert und die Kinderhilfe gestrichen. Der staatliche Rundfunk bettelte seine Zuhörer um Spenden an.

Die Vorgaben bekommt die Regierung von der EU. So fordern die EU-Kommission und der IWF, den Haushalt bis zur kleinsten Gemeinde hinab zu sanieren. Passiere dies nicht, gäbe es kein Geld. Lösungen werden keine geliefert. Auch eine Art Kommunismus, wo das Vermögen einer Gesellschaft, die durch eine Regierung vertreten wird, die Verluste der gierigen Spekulanten zu bezahlen hat.

Ein Hauch von Europa: Pariser Preise in den Cafés

Ekaterina hatte Glück: „In einem Monat bin ich schuldenfrei.“ Doch wenn sie heute durch die Straßen geht, sieht sie sie wieder, die bettelnden Rentner auf den Märkten, in den Straßenunterführungen. Sie erkennt sie wieder, die Intelligenzija, welche sich mit Taxifahren einen Nebenerwerb sichert. Und sie bemerkt es, wenn sie zu den Behörden muss, wenn Bestechung zu schnelleren, vor allem positiven Ergebnissen führt. „Einen Kaffee und ein Stück Kuchen in einem der schicken Straßencafés, kann ich mir bei den Pariser Preisen schon lange nicht mehr leisten.“ Lettland steht vor seiner größten Herausforderung seit 1991. Viele Menschen haben ihre Hoffnung dennoch nicht verloren. „Zur diesjährigen Europawahl war ich zum ersten Mal wählen“, gesteht Ekaterina.

► PIRATEN

„Wasser ist ein schwaches Argument gegen Kalaschnikows“

Im Golf von Aden treiben Seeräuber seit Jahren ein einträgliches Geschäft mit entführten Schiffen. Millionenbeträge müssen für die Freigabe bezahlt werden. Handelsschiffe sind unbewaffnet, allenfalls mit der Feuerlöschanlage können sie versuchen, sich gegen die schwer bewaffneten Angreifer in ihren Schnellbooten zur Wehr zu setzen. Auch eine ganze Armada internationaler Kriegsschiffe hat bislang das Piratentum nicht stoppen können. Der ukrainische Seeoffizier Jewgenij erzählt, wie sein Schiff gekapert wurde und was er in der Gewalt der Piraten erlebt hat.

Von Juliane Inozemtsev
EM 08-09 · 03.08.2009

Es ist etwa ein Uhr mittags am 16. Dezember 2008, als der Brückenoffizier Jewgenij durch sein Fernglas ein verdächtiges Schnellboot sieht. Rasch nähert es sich dem Mehrzweckfrachter von Steuerbord achtern, also von rechts hinten. Der junge Offizier ruft sofort den Kapitän.

„Wären wir mit der ‚Bosphorus Prodigy‘ im Mittelmeer unterwegs gewesen“, sagt Jewgenij, „hätte mich das Boot nicht so stark beunruhigt. Aber wir waren im Golf von Aden.“ Diese Wasserstraße zwischen dem Jemen und Somalia ist berüchtigt für Piratenüberfälle. Zwar fährt der Frachter durch einen Sicherheitskorridor, der von internationalen Militärschiffen überwacht wird, aber die Crew weiß: Eine Garantie ist das nicht.

Notsignale per Funk

Der Kapitän ist binnen einer Minute auf der Brücke. Er wirft einen Blick durch das Fernglas und sieht, dass das Schnellboot mittlerweile parallel zum Schiff fährt. Dann brüllt er, was die Mannschaft schon befürchtet hat: „Piraten!“. Sofort danach löst er Generalalarm aus und erteilt Jewgenij den Befehl, per Funk Notsignale auszusenden.

Jewgenij ist zum vierten Mal mit einem Handelsschiff auf großer Fahrt. Es ist jedoch seine erste Reise als zweiter Offizier und das erste Mal, dass er den Golf von Aden durchquert. Der 23-jährige Ukrainer hat an der Technischen Universität von Sewastopol Nautik studiert und sein Studium erst Anfang 2008 mit Auszeichnung abgeschlossen. Das Thema seiner Diplomarbeit lautete ausgerechnet: Piraterie auf See. „Ich hätte aber niemals gedacht, dass ich so bald den Ernstfall erleben würde“, sagt er.

Jewgenij weiß, dass es kaum möglich sein wird, das Schiff zu verteidigen, denn Schusswaffen gibt es an Bord nicht. Sie sind auf Handelsschiffen generell verboten. Die Reedereien weisen ihre Besatzungen stattdessen an, die Feuerlöschanlage speziell zu präparieren, bevor sie in unsichere Gewässer vorstoßen. „Man hofft, dass der Wasserstrahl die Piraten daran hindern kann, das Schiff zu entern“, erklärt Jewgenij. „In der Praxis ist Wasser aber ein schwaches Argument gegen Kalaschnikows.“

Das Boot der Piraten ist doppelt so schnell wie der Frachter

Den Angreifern davon zu fahren, ist auch aussichtslos. Während die „Bosphorus Prodigy“ mit 18 Stundenkilometern schon ihre maximale Geschwindigkeit erreicht hat, fährt das Piratenboot knapp doppelt so schnell.

„Die Piraten kamen zuerst von Steuerbord“, erzählt Jewgenij. „Dann haben sie uns aber überholt, sind links um den Bug herumgefahren und haben uns von Backbord geentert.“ Die knapp vier Meter hohe Bordwand ist dabei keine große Hürde für die Seeräuber. „Sie hatten Leitern aus Aluminium dabei, die sie ausgefahren haben“, erinnert sich Jewgenij. „Insgesamt hat es nicht einmal fünf Minuten gedauert, bis sie an Bord waren.“

Die in der Region stationierten Militärschiffe reagieren zunächst überhaupt nicht auf das Notsignal der „Bosphorus Prodigy“. Später funken sie nur, man wisse Bescheid. Von Hilfe ist keine Rede.

„Es war seltsam, die Piraten in meinen Hosen und Shirts zu sehen.“

Indessen entern sieben bewaffnete Männer die Schiffsbrücke, auf der sich bereits die elfköpfige Crew befindet. Zu dieser gehören außer Jewgenij noch sieben weitere Ukrainer und drei Türken. „Die Piraten haben die Brücke gleich in zwei Hälften aufgeteilt“, erzählt er. „Sie blieben dann auf der einen und wir auf der anderen Seite.“

Nach etwa zehn Minuten trifft ein zweites Schnellboot ein. Nun sind etwa 15 Somalier an Bord. Einige von ihnen untersuchen den Frachter und stellen dabei fest, dass er keine Ladung mit sich führt. Die Piraten sind gereizt, denn ein leeres Schiff bringt weniger Lösegeld ein. Sie durchstreifen die Kajüten der Mannschaft und nehmen alles mit, was sich irgendwie zu Geld machen lässt. Jewgenij büßt auf diese Weise sein Notebook, sein Handy und seine Kleidung ein. „Es war seltsam, die Piraten später in meinen Hosen und Shirts zu sehen.“

Der Anführer bedeutet dem Kapitän, Kurs auf die somalische Küste zu nehmen und zeigt auf eine Bucht vor der Stadt Eyl (bedei). „Für den Weg dorthin hatten wir aber keine Seekarten an Bord“, sagt der Offizier. Kleine Riffe oder Sandbänke hätten dem Schiff deshalb leicht zum Verhängnis werden können. „Es war Glück im Unglück, dass wir die Piratenbucht nach zwei Tagen heil erreicht haben“.

Sie kauen Drogen und sind unberechenbar

Die somalischen Seeräuber, unter ihnen viele Ex-Militärs, sind vor Ort erstaunlich gut organisiert. Nachdem das Schiff vor Anker liegt, kommt sogar ein einheimischer Übersetzer an Bord, der Englisch spricht. „Er hat uns darüber aufgeklärt, dass die Piraten von der Reederei acht Millionen Dollar für das Schiff und die Besatzung fordern werden“, sagt Jewgenij. Es stellt sich heraus, dass der Übersetzer eigentlich ein Farmer ist und nicht freiwillig im Dienst der Seeräuber steht. Man habe ihn „mit der Kalaschnikow direkt vom Feld weggeholt“, erzählt er. Trotzdem versichert er, die Somalier seien „friedliche Piraten“, die „nur im Notfall töten“. Was denn ein solcher Notfall sein könnte, sagt er nicht.

Jewgenij fällt auf, dass die Somalier rot unterlaufene Augen haben. Bald erkennt er, dass das von den Blättern kommt, auf denen die Männer ständig herumkauen und die sie selbst „Mirrah“ nennen. Auch der Übersetzer kaut sie und sagt, man fühle danach weder Müdigkeit, noch Kälte. Die pflanzliche Droge macht die Männer aber unberechenbar. „Wenn sie zuviel davon gekaut hatten“, erzählt Jewgenij, wurden sie völlig high und haben mit den Maschinengewehren in die Luft geballert. Wir haben in solchen Situationen versucht, uns so unauffällig wie möglich zu verhalten.“

Trinkwasser und Essen sind ein großes Problem

Seitdem das Schiff vor Anker liegt, hat die Crew ihren alten Wach- und Schlafrhythmus wieder aufgenommen. Im Schiffsinnern darf sie sich frei bewegen, das Deck ist jedoch Tabu. „Unsere Matrosen durften aber am Heck angeln, weil wir kaum noch Vorräte an Bord

hatten“, sagt Jewgenij. „Am Anfang haben uns die Piraten zwar noch regelmäßig mit ungekochtem Reis oder Nudeln und rohem Ziegenfleisch versorgt“, erinnert sich Jewgenij. „Im Laufe der Zeit wurde das aber immer seltener und nach einigen Wochen ist kaum noch etwas angekommen.“

Ernsthafte Sorgen bereitet der Crew auch die Situation mit dem Trinkwasser. „Als wir überfallen wurden, hatten wir nur noch etwa zwei Tonnen Trinkwasser gebunkert“, sagt Jewgenij. Da ungewiss ist, wie lange das nun reichen muss, wird es rationiert: Pro Mann gibt es nur einen Liter am Tag. „Gewaschen haben wir uns alle paar Tage mit Meerwasser“, erzählt der junge Mann. „Damit das Salz nicht zu sehr auf der Haut spannt, habe ich immer ein bisschen vom Trinkwasser gespart, um mich ab und zu damit abspülen zu können.“

Sie drohten, die Geiseln an Land der Meute zu überlassen

„Körperlich haben die Piraten keinerlei Gewalt ausgeübt“, sagt Jewgenij, „aber wir standen psychisch unter Druck.“ Immer wieder drohen sie damit, ihre Geiseln an Land zu schaffen und sie dort der Meute zu überlassen, wenn sie sich den Anweisungen widersetzen. „Wir wussten nicht, was das bedeutet, aber wir hatten Angst.“ Um nicht die Nerven zu verlieren, versuchen die Crewmitglieder, sich gegenseitig abzulenken. „Normalerweise spricht man an Bord wenig über Persönliches“, sagt der Offizier. „Aber in dieser Situation haben wir uns viel von zuhause erzählt.“

Je nach Laune der Piraten darf die Crew einmal pro Woche, manchmal auch nur alle zwei Wochen zuhause anrufen. Anfangs müssen sie am Telefon Englisch sprechen, damit der Übersetzer versteht, worum es geht. „Meine Eltern sprechen aber nur Russisch“, sagt Jewgenij. Auch die anderen Crewmitglieder können sich so kaum mit ihren Verwandten verständigen. Die Piraten erkennen, dass auf diesem Wege zu wenig Informationen weitergeleitet werden und dadurch die Lösegeldverhandlungen stocken. Deshalb erlauben sie ihren Geiseln letztlich doch, in der jeweiligen Muttersprache zu sprechen. „Meine Mama hat am Telefon fast nur geweint und ich habe mir große Sorgen um sie gemacht“, erzählt Jewgenij. „Mein Vater ist selber Bootsmann und hat versucht, mich aufzubauen.“

In der Piratenbucht von Eyl liegen in jenen Wochen noch fünf weitere gekaperte Schiffe. Gewissensbisse haben die Seeräuber nicht. Der Übersetzer erklärt, dass sie bei der katastrophalen Lage an Land für sich und ihre Familien keinen anderen Ausweg sehen. Es gebe keine funktionierende Wirtschaft, keine Industrie, keine bezahlte Arbeit. Aber alle hätten Frauen und Kinder, die essen wollen. „Ich will die Piraten nicht in Schutz nehmen“, sagt Jewgenij, „aber diese Männer wissen nicht, wie sie anders überleben sollen.“

Die Medikamente gehen zur Neige

Es gibt auch Situationen an Bord, in denen die Seeräuber anders reagieren, als es die Crew erwartet. „Einmal hat ein Pirat nach Wasser verlangt, um sich zu waschen“, erinnert sich Jewgenij. „Aber der Matrose, der ihm das Wasser bringen sollte, war so nervös, dass er den Wasserkanister mit einem transparenten, hochkonzentrierten Flüssigwaschmittel verwechselt hat. Als der Pirat anfing, sich das Gesicht zu waschen, hat es so gebrannt, dass er aufgeschrien hat.“ Nach diesem Vorfall rechnet die Besatzung schon mit dem Schlimmsten. Aber die Piraten lachen nur darüber.

Die Tage und Wochen vergehen. Mittlerweile gibt es an Bord keine Antibiotika mehr und nichts, womit man Wunden desinfizieren könnte. Die Crew weiß, wenn jetzt jemand von ihnen ernsthaft krank würde, hätte er verdammt schlechte Karten.

Etwa jede fünfte Nacht werden die Piraten über Funk von einer flehenden Kinderstimme aufgefordert, die gekaperten Schiffe freizugeben. Der Übersetzer übermittelt, was das Kind ruft: „Hört auf damit! Wir sind Moslems und Moslems tun so etwas nicht.“ Wessen Kind das

ist, bleibt unklar. „Ich habe den Übersetzer gefragt, warum die Piraten, als gläubige Muslime, nicht fünf Mal am Tag beten“, erzählt Jewgenij. „Er hat geantwortet, dass die Männer bei der Arbeit niemals beten. Aber danach gehen sie immer in die Moschee.“

Lösegeld-Abwurf vom Flugzeug aus

Ende Januar teilen die Piraten der Crew mit, dass man sich mit der Reederei einig geworden ist. Man wolle sich nun mit 1,5 Millionen Dollar Lösegeld zufrieden geben. Es vergeht jedoch noch eine weitere Woche, bis am 2. Februar endlich ein kleines Flugzeug über dem Schiff erscheint. „Es hat mehrere Kreise über der Brücke gezogen“, erinnert sich Jewgenij, „und ist dann wieder weggeflogen.“ Die Crew ist verunsichert und die Piraten sind aufgebracht. „Über Funk hat sich dann aber zum Glück herausgestellt“, sagt Jewgenij, „dass nur der Abwurfmechanismus kaputt ist und repariert werden muss.“

Etwa vier Stunden später kommt das Flugzeug zurück und wirft einen kleinen Fallschirm ab, an dem eine Geldkassette hängt. Die Piraten zählen die Scheine sorgfältig, dann sagt der Übersetzer: „1,5 Millionen – die Summe stimmt.“ Noch am gleichen Tag, nach insgesamt 48 Tagen Gefangenschaft, geben die Piraten das Schiff endlich frei. „Wir konnten es gar nicht richtig glauben“, sagt Jewgenij.

Am späten Abend manövriert der Kapitän die „Bosphorus Prodigy“ im Schutz der Dunkelheit, ohne jedes Licht, ins offene Meer hinaus. Dann fahren sie erst einmal, fahren immer weiter. Erst 350 Seemeilen weiter östlich im Indischen Ozean, wissen sie: Wir haben es geschafft.

Ob Jewgenij nach dieser Fahrt jemals wieder ein Schiff besteigen wird? „Ganz sicher“, sagt er. „Garantien gibt es doch im Leben keine. Nicht auf dem Wasser, aber auch nicht an Land.“

► SERBIEN

Warum ein Balkan-Leckerbissen kein Exportschlager wird

Der balkanische Burek hat das Zeug zur Döner-Karriere: Er ist gesünder als ein Burger, man kann ihn im Laufen essen und er kostet nicht viel. Doch einen Burek-Imbiss sucht man trotz 700.000 serbischer Immigranten in Deutschland vergeblich.

Von Karin Lechler
EM 08-09 · 03.08.2009



Jeden Teigladen lässt Burek-Meister Nikola Grubanoski aus Belgrad 32 Mal durch die Luft wirbeln, damit das Gebäck schön locker wird.
(Foto: Katrin Lechler)

Jahrhunderte andauernde Besetzung Serbiens durch die Türken ist noch heute in der Sprache zu spüren. Doch Serbien hat den osmanischen Okkupanten auch einen herrlichen Leckerbissen zu verdanken – den Burek, ebenso wie das obligatorische Getränk dazu: das Joghurt.

„Ein Burek bitte – äh, ein Börek“. Mit einem einzigen Buchstaben hat der Kunde einer Berliner Bäckerei seine balkanische Herkunft verraten. In den Balkanländern heißt das ursprünglich türkische Blätterteiggericht nämlich „burek“, nicht „Börek“, wie die Türken sagen.

„Er ist an mir vorbeigegangen wie an einem türkischen Friedhof“ – heißt es auf Serbisch, wenn man sich über die Gleichgültigkeit eines anderen Menschen beschwert. Die fünf

Info: Burek

Der Burek soll im 15. Jahrhundert im südserbischen Niš zum ersten Mal erwähnt worden sein. Jedes Balkanland stellt den Burek auf eine eigene Art her: In Bosnien-Herzegowina beispielsweise wird das Gericht auch als Pita bezeichnet, hat eine gewundene Form und wird mit Öl zubereitet.

Aus Mehl, Wasser, Schweineschmalz und Salz besteht das traditionelle balkanische Blätterteiggericht. Den kreisrunden, würzigen Kuchen zu Backen, verlangt jahrelange Erfahrung und ist in der Regel Männern vorbehalten. Frauen sind dafür zu schwach, heißt es, denn an einem einzigen Tag lässt ein Burek-Meister die Teigladen mehr als 3.000 Mal über seinem Kopf kreisen.

Mit weißem Käse oder Hackfleisch wird der Blätterteig gefüllt



Burek-Meister Nikola Grubanoski mit einem frisch gebackenen Stück Burek mit Käsefüllung in der Familienbäckerei am Stadtrand von Belgrad. (Foto: Katrin Lechler)

Inzwischen haben die Serben den Burek domestiziert. Kein Türke würde das luftige, Blätterteiggericht mehr als Börek identifizieren. Jeder serbische Bäckereibetrieb hat sein eigenes Burek-Rezept, die alljährliche Kürung des besten Burek-Meisters wird in der Branche mit Spannung verfolgt.

„Für einen guten Burek braucht man Liebe, Gefühl und sehr viel Wissen“, sagt Nikola Grubanoski, ein Bäckermeister aus Belgrad, dessen Betrieb den zweiten Platz in der landesweiten Bestenliste belegt hat. Der kräftig gebaute junge Mann im weißen Bäckeranzug hat das Handwerk von seinem Onkel gelernt, der wiederum wurde von seinem Vater in das Geheimnis der Bureks eingeweiht: Zart knacken sollte die hauchdünne Kruste, wenn man hineinbeißt. Sie umhüllt den weichen, warmen Kern aus Dutzenden Teigschichten und der „fil“, der Füllung aus weißem Käse oder auch Hackfleisch.

Nikola Grubanoski lässt die tellergroßen Teigfladen bis zu 24 Stunden ruhen, bevor er sie vorsichtig auf dem Arbeitsblech ausbreitet. Er nimmt die einen Quadratmeter breite, vor Schmalz glänzende Teigschicht vorsichtig am oberen Ende auf und lässt sie 32 Mal über seinem Kopf kreisen. Zwischen den einzelnen Runden ist nur das leise „Flapp“ des Teigs zu hören, wenn es auf dem Blech abgelegt wird, so konzentriert ist der Buregdzija, der Burek-Bäcker. „Je mehr Luft der Teig aufnimmt, desto besser der Geschmack“, erklärt Grubanoski. Er benutzt dabei das vom Deutschen abgeleitete Wort „šmek“. Denn neben den Türken haben auch die Deutschen das Land sprachlich und kulinarisch geprägt. Zum Schluss werden die Teigzipfel auf dem Blech zur Mitte hin gefaltet.

Das Burekbäcker-Handwerk ist ein knochenharter Beruf

An einem ganz normalen, zehnstündigen Arbeitstag lässt Grubanoski rund 4000 Mal die Teigschichten fliegen. Schließlich besteht ein einziger Burek aus vier Teigschichten. „Das ist ein knochenharter Beruf, den die wenigsten Burekbäcker bis zur Rente durchhalten. Deshalb gibt es auch keine Frauen in diesem Beruf“, so Grubanoski, dem nach vier Teigfladen der Schweiß auf der Stirn steht. Der mehrstöckige Ofen, in dem die Teigschichten bei 230 Grad Celsius gebacken werden, tut sein übriges.

Burek wird in Serbien besonders gern mittags gegessen, aber auch als kaltes Abendbrot schmeckt er herrlich. Es gibt ihn mit Pizzageschmack, Kartoffelfüllung und natur. Mit Apfel-, Kirsch oder Johannisbeerfüllung passt er auch gut als Nachtisch zum Kaffee. Der Burek hat das Zeug zur Döner-Karriere: Er ist gesünder als ein Burger, kann im Laufen gegessen werden und ist mit 100 bis 300 Dinar, umgerechnet ein bis 3,70 Euro, relativ günstig.

Doch einen Burek-Imbiss sucht man trotz 700.000 serbischer Immigranten in Deutschland vergeblich. „Ich kenne keinen einzigen Burek-Laden in Deutschland“, heißt es im Internetforum „Balkanforum“. Ein anderer User schreibt: „Ich denke dran ein Burek Laden hier zu eröffnen, das schmeckt so geil und fast keiner kennt das hier.“

Auch in der serbischen Botschaft in Berlin weiß man nicht, ob es Burek-Läden in Deutschland gibt. Für Empfänge und Feierlichkeiten wird allerdings ein serbischer Bäcker aus Berlin angeheuert, der den Leckerbissen auf Bestellung herstellt.

Den Burek exportieren? Nikola Grubanoski, der junge Bäcker aus Belgrad, schüttelt den Kopf: „Diese Spezialität kann nur wenige Stunden stehen, sonst entweicht die Luft und der Burek schmeckt nicht mehr.“

*

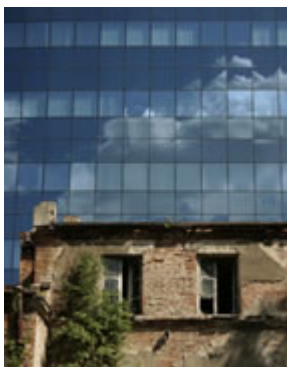
Die Autorin ist Korrespondentin von n-ost. Das Netzwerk besteht aus über 50 Journalisten in ganz Osteuropa und berichtet regelmäßig für deutschsprachige Medien aus erster Hand zu allen Themenbereichen. Ziel von n-ost ist es, die Wahrnehmung der Länder Mittel- und Osteuropas in der deutschsprachigen Öffentlichkeit zu verbessern. Weitere Informationen unter <http://www.n-ost.de/>.

► POLEN

Die Osis von jenseits der Weichsel

Von 16 polnischen Wojewodschaften werden fünf, die östlich der Weichsel liegen, im Volksmund als „Polen B“ bezeichnet. Sie sind durch die einstige historische Teilung des Landes zur Peripherie geworden. Hier leben die Osis von Polen. In den vergangenen 20 Jahren verschärften sich die Unterschiede zum Teil noch. Doch der Fall des Eisernen Vorhangs und der EU-Beitritt Polens ermöglichten es, das Ungleichgewicht abzumildern. Heute steckt in vielen scheinbar großen Nachteilen auch eine Chance.

Von Jan und Katarzyna Opielka
EM 08-09 · 03.08.2009



In Polen treten Verfall und Moderne häufig in direkter Nachbarschaft auf, wie hier im schlesischen Katowice. Strukturelle Ungleichheiten gibt es hingegen nach wie vor zwischen West- und Ost-Polen. (Foto: Michael Sosna)

Die Schienen verlaufen entlang der Straße, auf der Fahrradfahrer schneller unterwegs sind als der Zug.“ So beschreibt eine Reisende ihre Erlebnisse auf dem zweiten Teil der Bahnstrecke von Krakau zum ostpolnischen Zamosc. „Leider muss man sagen, es gibt ein Polen A und ein Polen B“, konstatiert sie. Was die Journalistin da umreißt, ist die innere Teilung Polens zwischen den Gebieten westlich und östlich des polnischen Hauptflusses, der Weichsel.

Heute werden fünf von 16 polnischen Verwaltungsgebieten zum Osten Polens gezählt – und damit zugleich zu „Polen B“. Es sind die Wojewodschaften Świętokrzyskie, Podlaskie, Warmińsko-Mazurskie, Lubelskie und Podkarpackie. In diesem Gebiet, das knapp ein Drittel der Gesamtfläche des Landes umfasst, leben mit über acht Millionen Einwohnern 21 Prozent der polnischen Bevölkerung. Allerdings mit fallender Tendenz, weil überdurchschnittlich viele, vor allem junge Polen, von dort wegziehen. Die meisten sehen sich mit zu vielen Problemen konfrontiert: einer unproduktiven Landwirtschaft, miserabler Infrastruktur, wenig Unternehmertum, geringer Urbanisierung. Und während das BIP pro Einwohner in Gesamtpolen bereits im Jahr 2005 die Hälfte des EU-25-Durchschnitts erreicht hatte, lag es in den östlichen Regionen Polens offiziell bei 31 bis 35 Prozent.

Die innerpolnische Teilung besteht schon lange

Die Ursachen für diese Rückständigkeit reichen weit zurück – bis in die Zeit der polnischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts (siehe Hintergrund). In den vergangenen 20 Jahren seit der politischen Wende konnten zwar einige Ungleichheiten abgemildert werden, aber im Großen und Ganzen ist die innerpolnische Teilung geblieben – und hat sich mitunter sogar verschärft. Zugleich ist es durch den Fall des Eisernen Vorhangs und den später folgenden EU-Beitritt Polens überhaupt erst möglich geworden, die Lebensverhältnisse in Polen sowie im Vergleich zu anderen EU-Ländern einander anzugleichen. Die vielschichtigen Transformationsprozesse seit 1989 sorgen dafür, dass negative und positive Entwicklungen, vor allem in Ostpolen, ineinander greifen. Viele Nachteile scheinen sich nach und nach zum Vorteil, zu einer Chance auszuwachsen.

So sind Menschen aus diesen östlichen Regionen zwar beispielsweise deutlich stärker von Armut betroffen, weil diese mehr als andere Regionen Polens landwirtschaftlich geprägt sind – im Gegensatz zu Ländern Westeuropas, wo Armut sich vor allem in (Groß-)Städten

konzentriert. Um jedoch diese Armutsunterschiede zu mildern, haben das Land sowie die EU mehrere Förderprogramme auf verschiedenen Ebenen aufgelegt. „Das waren zum Teil rettende Investitionen, denn so konnten etwa Krankenhäuser modernisiert werden“, sagt der Soziologe Dariusz Wojakowski von der Universität Rzeszów in der Ost-Region Podkarpackie. Unter anderem dadurch seien die meisten Europa-Skeptiker der Region in den letzten fünf Jahren verstummt, glaubt der Forscher.

Ausländisches Kapital verirrt sich selten nach „B-Polen“

Auch das Thema Migration hat in Ostpolen zwei Seiten. Das Durchschnittsalter in Ostpolen wächst im Vergleich zu Rest-Polen überproportional, weil vor allem Menschen im Alter zwischen 20 und 44 Jahren in die Hauptstadtregion Mazowsze oder, seit 2004, in nördlich gelegene EU-Staaten ziehen. Einige Regionen sind regelrecht von jungen Menschen entvölkert. Viele Kinder bleiben längere Zeit bei ihren Großeltern, weil ihre Eltern im Ausland Geld verdienen. Der Soziologe Wojakowski glaubt gleichwohl, dass die Migranten mittelfristig nicht nur, wie gegenwärtig, Geld für den Konsum in die Region bringen. „Viele Rückkehrer kommen mit einer anderen Einstellung zur Arbeit wieder. Man kann erwarten, dass etliche von ihnen ihre Ankündigungen wahr machen und eigene Unternehmen gründen.“

Die geringe wirtschaftliche Entwicklung könnte sich ebenso als Katalysator entwickeln. Derzeit zeichnen sich lokale Unternehmen durch eine geringe Innovationsfähigkeit aus, ausländisches Kapital verirrt sich selten nach Ostpolen – und wenn, dann sind es zumeist verlängerte Werkbänke großer Unternehmen, die vor allem auf die niedrigen Arbeitskosten setzen. Gleichwohl dürfe man nicht einfach blind industrialisieren, sondern die einzelnen Regionen müssten auf ihr eigenes Potenzial setzen, sagt der Ökonom Przemyslaw Susmarski, der an dem Forschungsinstitut für Marktwirtschaft in Gdansk die polnischen Regionen und die europäische Integration untersucht.

Der deutsche Flugzeugbauer MTU hat Fuß gefasst

Susmarski spricht von Agro-Tourismus und Dienstleistungen – in einigen Ost-Regionen gibt es das bereits. So gründete die Wojewodschaft Podkarpackie die Sonderwirtschaftszone Europark Mielec, die sich in den 14 Jahren ihres Bestehens als das polnische „Tal der Luftfahrt“ positioniert hat. Fast 50 polnische und internationale Unternehmen der Branche sind dort mittlerweile aktiv, im Mai 2009 hat der deutsche Hersteller von Flugzeugkomponenten MTU dort eine Fabrik eröffnet. MTU und den anderen Firmen geht es dabei nicht hauptsächlich um die niedrigen Arbeitskosten, sondern vor allem um das Know-How und die Netzwerke, die bewusst in die Region gelockt wurden. „Das hat in jedem Fall eine positive Ausstrahlung auf die Region. So entwickelt sich etwa die technische Universität von Rzeszów prächtig, in der die künftigen Kader der Branche ausgebildet werden“, sagt Soziologe Wojakowski.

Weiteres Entwicklungspotenzial der östlichen Regionen liegt noch brach – am offensichtlichsten im Tourismus. Viele Wojewodschaften verfügen über viel unberührte Natur: Die Seen in den Masuren sind seit Jahrzehnten ein Mekka für polnische Segelfans, das Podkarpackie lockt mit dem unberührten Bieszczady-Gebirge, und im Podlaskie gibt es den einzigen erhaltenen Urwald Europas. Polnische und ausländische Besucher schätzen vor allem das Unfertige, Unerschlossene dieser Regionen. Doch wohl genauso viele potenzielle Touristen werden von mangelhaften Straßen und dürftiger Hotelinfrastruktur abgeschreckt. Und noch viel mehr wissen gar nicht, dass es diese touristischen Perlen überhaupt gibt.

Wer das sozialistische Polen erlebt hat, den haut nichts mehr um

Augenscheinlich wissen aber viele Einheimische, was sie an ihrer Region haben. Denn eine repräsentative Umfrage aus dem Jahr 2008 zeigte, dass ihre Zufriedenheit mit einzelnen

Aspekten des Lebens wie etwa mit der beruflichen und materiellen Situation nicht deutlich hinter wirtschaftlich stärkeren Regionen Polens zurücksteht. Soziologe Wojakowski erklärt dies so: „Zum einen messen die Menschen ihre Zufriedenheit nicht nur an Wirtschaft – man sagt nicht zu Unrecht, dass ärmere Menschen häufig glücklicher sind.“

Die anderen Gründe lägen aber darin, dass in den östlichen Regionen Schwarzarbeit viel mehr ausgebreitet sei und zudem bei vielen Statistiken die Geldtransfers der Migranten nicht gezählt würden. Und: „Wenn ich durch Polen fahre, dann sehe ich in Westpolen teilweise viel ärmere Regionen als bei uns im Osten“, sagt Wojakowski. Wichtig für die allgemeine Zufriedenheit sei aber noch eines, findet der Soziologe: „Jemand, der die schwierige Situation vor 1989 erlebt hat, den haut selbst eine Krise wie die jetzige nicht so schnell um.“

Historischer Hintergrund – die Ursachen des Ungleichgewichts

Ab 1795 bis 1918, während der Nicht-Existenz eines unabhängigen polnischen Staates, entwickelten sich die Regionen ähnlich wie die Staaten, von denen sie besetzt waren: Russland, Österreich und Preußen, später das Deutsche Reich. Während die russischen und österreichischen Teile – Ost-, Zentral- und Südost-Polen – eine langsamere Entwicklung nahmen, mit wenig Industrialisierung und Urbanisierung, entwickelten sich die preußisch besetzten Gebiete bis auf den Nordosten Polens deutlich stärker, etwa das oberschlesische Industriegebiet, die Region um Danzig (Gdańsk), oder der Westen Polens mit der Stadt Posen (Poznań).

Die innerhalb von mehr als einem Jahrhundert entstandenen Unterschiede konnten auch nach dem Wiedererlangen der Unabhängigkeit Polens 1918 nicht beseitigt werden, sondern haben sich noch weiter vertieft. Auch in der Zeit nach 1945, als ein Großteil des polnischen Ostens an die Sowjetunion verloren ging, entwickelte sich B-Polen deutlich langsamer.

*

Der Autor ist Korrespondent von n-ost. Das Netzwerk besteht aus über 50 Journalisten in ganz Osteuropa und berichtet regelmäßig für deutschsprachige Medien aus erster Hand zu allen Themenbereichen. Ziel von n-ost ist es, die Wahrnehmung der Länder Mittel- und Osteuropas in der deutschsprachigen Öffentlichkeit zu verbessern. Weitere Informationen unter <http://www.n-ost.de/>.

► KAUKASUS

Russlands Saubermann in Tschetschenien

Nach Mord-Vorwürfen kündigt der Präsident Tschetscheniens, Ramsan Kadyrow an, er werde gegen den Vorsitzenden der Menschenrechtsorganisation Memorial, Oleg Orlow, eine Verleumdungsklage führen. Darauf ließ dieser das Büro seiner Organisation in Grosny schließen.

Von Ulrich Heyden
EM 08-09 · 03.08.2009

Sie wurde in Grosny entführt und am gleichen Tag erschossen in einem Wald gefunden: die russische Menschenrechtlerin Natalja Estemirowa. Nach dem Mord hatte der Leiter der russischen Menschenrechtsorganisation Memorial, Oleg Orlow, den Präsidenten Tschetscheniens, Ramsan Kadyrow, persönlich für das Verbrechen verantwortlich gemacht. Nun schlägt Moskaus Statthalter in Tschetschenien zurück. Der 32jährige Präsident hat angekündigt, er werde seine Ehre vor Gericht verteidigen. Die ermordete Menschenrechtlerin, Natalja Estemirowa, hatte sich in Tschetschenien um die steigende Zahl von Verschwundenen gekümmert und die Praxis der Sicherheitskräfte dokumentiert, die Häuser der Angehörigen von Untergrundkämpfern abzubrennen.

Die Chancen für eine erfolgreiche Klage gegen den Memorial-Leiter Orlow schätzen Menschenrechtler als gering ein. Doch dem Präsidenten von Tschetschenien, der in den 1990er Jahren noch auf der Seite der Separatisten gegen die russischen Truppen kämpfte und nun mit Moskaus Segen ein autoritäres Regime in der Kaukasusrepublik errichtet hat, geht es vor allem darum, sich in der internationalen Öffentlichkeit als Saubermann darzustellen. Dabei wird er von Kreml-Chef Medwedew unterstützt, der auf einer Pressekonferenz in München die Frage eines deutschen Journalisten nach der Schuld von Kadyrow als „primitiv“ abtat.

Tschetscheniens Präsident Kadyrow ist in Moskau gern gesehen

Ramsan Kadyrow wurde 2005 von Wladimir Putin als Ministerpräsident von Tschetschenien und 2007 als Präsident der russischen Teilrepublik eingesetzt. Tschetschenien ist heute praktisch von der Außenwelt abgeschnitten. Die Sicherheitskräfte von Kadyrow in der Kaukasusrepublik verfolgen alle diejenigen gnadenlos, die im Verdacht stehen, dass sie im Kontakt mit Untergrundkämpfern stehen. Den Kreml stört das offenbar nicht. Und so war es auch kein Wunder, dass Kadyrow am Wochenende Gast des traditionellen Moskauer Galopp-Rennens war, zu dem Kreml-Chef Dmitri Medwedew die Präsidenten der zentralasiatischen GUS-Staaten und dieses Jahr auch die Präsidenten von Tschetschenien, Abchasien und Südossetien eingeladen hatte. Kadyrows Rennpferd, der vierjährige Vollblüter „Bronze Cannon“, den der Präsident Tschetscheniens vom ehemaligen De-Beers-Diamanten-König Anthony Oppenheimer gekauft hatte, brachte es allerdings nur auf den vierten Platz.

Memorial-Büro geschlossen

Da die Menschenrechtsorganisation Memorial keine Hoffnung hat, dass der Mord an Estemirowa schnell aufgeklärt wird, entschied sich die 1987 von ehemaligen Gulag-Häftlingen und Dissidenten gegründete Menschenrechtsorganisation ihr Büro in Grosny für die nächsten Wochen zu schließen. Das Leben der 40 Memorial-Mitarbeiter in Tschetschenien sei in Gefahr, „solange hohe Beamte Menschenrechtler mit Terroristen gleichstellen und sie bedrohen“, heißt es in einer am Montag veröffentlichten Erklärung von Memorial. Mit der Schließung des Büros gibt es in Tschetschenien keine Organisation mehr,

welche der Außenwelt über Menschenrechtsverletzungen in der Kaukasusrepublik berichtet. Dass Kreml-Chef Medwedew die Arbeit der ermordeten Natalja Estemirowa in allgemeinen Worten würdigte, sahen die Mitarbeiter von Memorial offenbar nicht als ausreichenden Schutz für ihre weitere Arbeit in Tschetschenien.

Oleg Orlow, der Vorsitzende des Rechtsschutzzentrums von Memorial, hatte unmittelbar nach dem Tod der Menschenrechtlerin erklärt, Kadyrow habe Estemirowa wie einen persönlichen Feind behandelt. Man wisse nicht, ob Kadyrow für den Mord an der Menschenrechtlerin selbst den Befehl gegeben habe, oder einer seiner Berater, „der ihm gefallen wollte“, aber als Präsident von Tschetschenien trage Kadyrow die Verantwortung für das, was in der Kaukasusrepublik passiert.

► WODKA

Gorbatschow fordert neue Anti-Alkohol-Kampagne

Nach einem Bericht der russischen Gesellschaftskammer stirbt jeder vierte Russe an den Folgen des übermäßigen Wodka-Konsums.

Von Ulrich Heyden
EM 08-09 · 03.08.2009

Da waren selbst die Experten schockiert. Dass in dem großen Land viele Menschen am übermäßigen Wodka-Konsum sterben, war ja bekannt, aber dass jeder vierte Tote – in Zahlen: eine halbe Million Menschen im Jahr – durch die Folgen des Wodka-Konsums sterben, ist nun wissenschaftlich bewiesen. Die hohe Zahl von Alkohol-Toten wurde in einer von der russischen „Gesellschaftskammer“ in Auftrag gegebenen Studie ermittelt. Schon seit Jahren sorgt sich die russische Regierung um die hohe Sterblichkeit im Land. Die Lebenserwartung der russischen Männer liegt bei nur 60 Jahren. Ohne Gastarbeiter würde in Russland mit seinen 142 Millionen Einwohnern gar nichts mehr laufen. Das müssen selbst bekennende Patrioten eingestehen.

Um die Alkohol-Plage einzudämmen, setzt sich die Gesellschaftskammer jetzt dafür ein, den Alkoholverkauf in der Nacht zu verbieten, die Alkohol-Steuern zu erhöhen und den Alkohol-Verkauf schrittweise zu verstaatlichen.

18 Liter pro Kopf

In die neue russische Wodka-Debatte schaltete sich auch der ehemalige sowjetische Präsident Michail Gorbatschow ein. In einer Fernseh-Talkshow forderte der 78jährige eine neue Anti-Alkohol-Kampagne. „Ein Land, das 18 Liter Alkohol pro Kopf und Jahr produziert, vernichtet sich selbst“, so Gorbatschow, der sich auf Zahlen der Weltgesundheitsorganisation stützte. „Wir vernichten uns selbst und dann werden wir versuchen herauszufinden, wer das Land zerstört und uns betrunken gemacht hat.“ Mit der bissigen Anmerkung wollte der ehemalige Präsident klar stellen, dass nicht er – wie viele Russen meinen – die Sowjetunion zerstört hat, sondern seine politischen Feinde in Russland.

Gorbatschow verteidigte die von ihm in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre angeordnete Anti-Alkohol-Kampagne als im Ansatz völlig richtig. Die Kampagne sei aber von seinen Gegnern falsch ausgeführt worden. Er sei gar nicht dafür gewesen, die Weinstöcke im Süden des Landes abzuhacken und die Moskauer Spirituosen-Läden zu schließen, erklärte der Ex-Präsident in der Talkshow. Nun will Gorbatschow ein Buch schreiben, indem er nachweisen will, dass die Idee der Anti-Alkohol-Kampagne eigentlich gar nicht von ihm, sondern von Breschnjew stammt.

„Reiner Populismus“

Auch der Duma-Vorsitzende Boris Gryslow plädiert dafür, das staatliche Alkohol-Monopol wieder herzustellen, allerdings mit anderer Begründung. Mit den Einnahmen aus dem Spirituosen-Verkauf könne man dem Staatshaushalt jährlich bis zu neun Milliarden Euro zuführen, frohlockt der Duma-Vorsitzende bei einem Gespräch mit Putin, der den Vorschlag prüfen will. Schon zu Zaren- und Sowjetzeiten habe der Staat – so Gryslow – 30 bzw. 20 Prozent seiner Einnahmen aus dem Alkohol-Verkauf bestritten, behauptete der Duma-Vorsitzende. Diese Behauptung hält der Direktor des Forschungszentrums für die regionalen Spirituosenmärkte, Wadim Drobis, für „reinen Populismus“. In Wirklichkeit hätten zwischen

1971 und 1985 nicht mehr als fünf Prozent der staatlichen Einnahmen aus dem Alkohol-Verkauf gestammt.

Als neuer Staatsmonopolist bei der Alkohol-Produktion käme das Unternehmen Rosspirtprom in Frage, meinte die Nesawisimaja Gaseta. Dieses staatliche Unternehmen kontrolliert schon jetzt 40 Prozent der Produktion von reinem Alkohol.

Verfuschtes Kontrollprogramm

Putin und Medwedew scheinen – was den Kampf gegen die Volksseuche Nr. 1 betrifft - nicht einer Meinung zu sein. 2006 war – noch unter Putins Präsidentschaft – das Internet-gestützte System EGAIS eingeführt worden, mit dem der Staat die Produktion und den Verkauf von Alkohol landesweit mit Hilfe von Strichcodes, Scannern und dem Internet kontrollieren und die illegale Produktion und den illegalen Import von Spirituosen unterbinden wollte. Doch das System, welches von der Firma „Atlas“ – einem Unternehmen des russischen Geheimdienstes – entwickelt wurde, stürzte immer wieder ab und erfasst wegen Programmfehlern bis heute nur die Produktion von Alkohol, nicht aber den Verkauf.

Fensterreinigungsmittel statt Wodka

Die Einführung des neuen Systems führte 2006 zum landesweiten Zusammenbruch des Alkohol-Verkaufs. Zwischen Kaliningrad und Wladiwostok konnte man über Wochen weder Wein noch Wodka kaufen. In ihrer Not griffen viele Russen zu Fensterreinigungsmitteln und anderen alkoholhaltigen Flüssigkeiten. Die Zahl der Alkohol-Toten schnellte drastisch in die Höhe.

Präsident Medwedew erklärte vor kurzem, schon bei der Einführung des EGAIS-Systems, sei er „völlig davon überzeugt“ gewesen, „dass das nichts bringt.“ Indirekt kritisierte der russische Präsident damit auch Putin, dessen ehemalige Geheimdienstkollegen bis heute an den EGAIS-Programm-Fehlern tüfteln.

► RUSSLAND

Dicke Luft im VW-Werk Kaluga

Im russischen Volkswagen-Werk Kaluga bei Moskau gibt es immer noch Start-Schwierigkeiten. Wegen überhitzter Hallen unterbrachen die Beschäftigten die Arbeit. IG Metall-Chef Berthold Huber traf sich mit russischen VW-Arbeitern und fordert Maßnahmen gegen Lohn- und Rechts-Dumping in Russland.

Von Ulrich Heyden
EM 08-09 · 03.08.2009

Auf dem Gelände des russischen VW-Werks in Kaluga, 160 Kilometer südlich von Moskau, wurde ein erstes Jubiläum gefeiert. Eine Blaskapelle spielte Marsch-Musik, der russisch-orthodoxe Mitropolit Kliment hob seine Hand zum Segen, Glitter-Girlanden wurden in die Luft geschossen. Und dann rumpelte der 500. Containerzug aus dem tschechischen Skoda-Werk Mlada Boleslav mit Karosserien und Achsen auf dem Werksgelände ein, wo seit 2007 VW- und Skoda-Modelle endmontiert werden.

Täglich werden in dem modernen, 570 Millionen Euro teuren, Autowerk, von russischen Arbeitern 20 VW- und Skoda-Modelle zusammengeschaubt, darunter die Modelle Passat, Touareg und Octavia. Im nächsten Jahr soll im russischen VW-Werk der komplette Produktionszyklus laufen, mit Schweiß-Halle und Lackiererei. Geplant ist eine Jahresproduktion von 150.000 Autos.

Krise war kein Thema

Zur Feier des 500. Containerzuges hatten sich VW-Manager, Logistik-Experten der Deutschen Bahn, der russische Eisenbahnchef Wladimir Jakunin, der Gouverneur des Kaluga-Gebiets, Anatoli Artamonow sowie zahlreiche Journalisten eingefunden. Bei den Festreden war die Finanzkrise kein Thema. Dass der Markt für Neuwagen in Russland im ersten Halbjahr um 49 Prozent eingebrochen ist, wurde nur am Rande erwähnt. Die russischen und deutschen Bahn-Logistiker waren guter Dinge und stolz dass es ihnen gelungen ist, den Containerzug auf der 2000 Kilometer langen Strecke statt in bisher 12 nun in vier Tagen durchzuschleusen. Bis auf die immer noch zeitaufwendige Zoll-Abfertigung funktioniert die Verbindung zwischen den Autowerken in Tschechien und Kaluga jetzt reibungslos.

Auf die Frage welche Auswirkungen es auf die Arbeitsplätze in Deutschland habe, wenn in Kaluga nicht nur endmontiert, sondern komplett produziert wird, meinte der Chef von Volkswagen Group Rus, Dietmar Korzekwa, der russische Automarkt habe zur Zeit zwar „eine Delle“, langfristig gehe man aber von einem kräftigen Wachstum aus. Auch bei einer Vollfertigung von Autos in Russland, brauche man weiter Zulieferteile und sichere damit Arbeitsplätze in Deutschland.

Sozialer Dialog nicht entwickelt

Die Hallen der russischen VW-Fabrik machen einen hellen und freundlichen Eindruck. In feststehenden Gerüsten schrauben Arbeiter in weißen Jacken Karosserien mit den Auto-Achsen zusammen. Doch der soziale Dialog im Werk lässt noch zu wünschen übrig, meinte IG Metall-Chef Berthold Huber, der das Werk am Mittwoch, im Rahmen seiner Russland-Reise besuchte und mit Gewerkschaftern und dem Management sprach.

Ein Zeichen, dass im VW-Werk etwas nicht stimmt, war eine Arbeitsniederlegung Mitte Juni. Die Temperaturen in den Fertigungshallen waren auf 29 Grad angestiegen. 100 Arbeiter in der Endmontage hatten die Arbeit verweigert und sich schriftlich über die Verletzung des Arbeitsgesetzes beschwert, wonach die Temperatur in den Fertigungshallen nicht über 28 Grad liegen darf.

Unmut über niedrige Löhne

Unmut gab es in der Belegschaft auch wegen der Streichung der Prämien, die ein Drittel des Lohnes ausmachen, berichtet die Vorsitzende der unabhängigen Gewerkschaft MPRA bei VW, Kalerija Schmarjowa. In der unabhängigen Gewerkschaft, die zu den Partnern der IG Metall in Russland gehört, sind nach Angaben von Schmarjowa bereits 400 der insgesamt 1.600 VW-Arbeiter organisiert.

Kalerija Schmarjowa, die seit eineinhalb Jahren in der Auto-Endmontage arbeitet, hatte bisher bei einer 40-Stunden-Woche 8.000 Rubel Brutto (181 Euro) im Monat verdient. Als Alleinerzieherin eines Kindes könne sie sich mit diesem Geld nicht normal ernähren, erklärt die 27jährige. Die Betriebsleitung dagegen argumentiert, bei VW würden im Vergleich mit anderen Betrieben in der Region überdurchschnittliche Löhne gezahlt.

„Mal sehen, wie Du jetzt nach Hause kommst“

Auf die Arbeitsniederlegung habe die Unternehmensleitung mit Einschüchterungsversuchen reagiert, berichtet die Gewerkschafterin. „Mal sehen, wie Du jetzt nach Hause kommst“, habe der Leiter des Werkschutzes zu Schmarjowa gesagt. Die Gewerkschafterin erstattete Anzeige.

Die Arbeitsniederlegung hatte aber auch positive Folgen. So habe die Betriebsleitung versprochen, bei großer Hitze in Zukunft eine fünfminütige Pause zu gewähren und den Stundenlohn ab Juli um 15 Prozent von 1,6 auf 1,9 Euro zu erhöhen. Kalerija Schmarjowa, die seit eineinhalb Jahren bei VW in der Endmontage arbeitet, erwartet bei einer 40 Stunden-Woche nun einen Monatslohn von 15.500 Rubel (352 Euro).

Auf einer Pressekonferenz in Moskau begrüßte IG Metall-Chef Huber die Gründung von deutschen Autowerken im Ausland, forderte aber die Einhaltung sozialer Standards, wie sie auch in den mit Hilfe der Gewerkschaften vereinbarten Rahmen-Vereinbarungen der transnationalen Konzerne festgeschrieben sind. Huber erklärte, man werde sich jetzt noch stärker mit den russischen Gewerkschaftern vernetzen, damit bei Betriebsneugründungen wie in Kaluga, „nicht nur die Interessen der Investoren durchschlagen.“ Ein Lohn- und Rechts-Dumping dürfe es nicht geben. „Wir wollen, dass in Russland die gleichen Rechte für Arbeiter gelten, wie in Deutschland.“

Putin verspricht Hilfe

Bei einem Treffen des IG Metall-Chefs mit Ministerpräsident Putin am Dienstag sprach Huber das Problem der Übergriffe auf Gewerkschafter an. In den Autowerken von General Motors, Ford und Hyundai in den Regionen St. Petersburg und im südrussischen Rostow waren Gewerkschaftsaktivisten tödlich angegriffen worden. Der Vorsitzende der unabhängigen MPRA-Gewerkschaft im russischen Ford-Werk, Aleksej Etmanow, wurde letztes Jahr dreimal vor seiner Wohnung von Unbekannten überfallen. Einmal kamen die Angreifer sogar mit Eisenstangen. Obwohl Etmanow Strafanzeigen erstatte, gibt es von Seiten der Sicherheitsbehörden bisher keinerlei Ermittlungsergebnisse. Putin versprach dem deutschen Gewerkschaftschef, die Vorfälle würden untersucht.

► WELTRAUM-EXPERIMENT

Auf den Mars, mit Zwiebeln und Orchideen

Mitte Juli öffnete sich in Moskau eine Isolations-Kammer für sechs junge Testpersonen, die 105 Tage abgeschirmt von der Außenwelt gelebt hatten. Sie führten ein notwendiges Vorbereitungs-Experiment für einen Flug zum Mars durch.

Von Ulrich Heyden
EM 08-09 · 03.08.2009

Der schwere Hebel der Stahltür wurde umgelegt und aus der 20 Meter langen Stahlröhre – Durchmesser 3.6 Meter - kamen sechs junge Männer. Die Hülle, ein imitiertes Raumschiff mit Wohn- und Arbeitszimmern, steht im Moskauer Institut für medizinisch-biologische Probleme, es liegt im Westen der Stadt hinter unscheinbaren Mauern. Die Testpersonen guckten erstaunlich fröhlich und bewegten sich normal, so als ob sie die letzten 105 Tage einen ganz normalen Alltag gehabt hatten.

Dabei lebten die Sechs, vier Russen, ein Franzose und ein Deutscher, 105 Tage in Isolation von der Außenwelt. Nur bei genauerem Hinsehen sah man den Sechs das Leben in der Stahltonne an. Sie wirkten alle etwas schmal und blass. Der einzige deutsche Teilnehmer, der 29jährige Hauptmann der Bundeswehr, Oliver Knickel aus Hamburg, für den das Experiment eine „großartige Erfahrung“ war, bekannte, er habe dreieinhalb Kilo abgenommen. Knickel erzählte in fließendem Russisch auch, am meisten habe er seine Freundin vermisst. Außerdem sei es schwer gewesen, sich an den vorgeschriebenen Essens-Plan zu halten.

Die Reserve-Kapazitäten erforschen

Das Experiment welches vom Moskauer Institut für medizinisch-biologische Probleme in Zusammenarbeit mit der Europäischen Raumfahrtagentur ESA und verschiedenen amerikanischen Instituten für Psychologie durchgeführt wurde, diente der Vorbereitung auf einen bemannten Marsflug, für den 520 Tage veranschlagt sind. Für den Flug zum Mars müssen eine ganze Reihe von technischen und psychologischen Tests durchgeführt werden, die auf der Internationalen Raumstation (ISS) nicht möglich sind, so der Direktor des Moskauer Instituts, Igor Ushakow. Mit dem Test unter fast realen Bedingungen – Schwerelosigkeit gab es in der Moskauer Stahltonne nicht – „wollten wir die Reserve-Kapazitäten des Menschen erforschen“, erklärte Anatolij Grigorjew, Vizepräsident der russischen Akademie der Wissenschaften.

„Frauen vielleicht beim nächsten Mal“

Dass an dem ersten imitierten Flug zum Mars nur Männer teilnahmen, war nach Angaben von Instituts-Direktor Ushakow nicht beabsichtigt. Es habe einfach keine Frau das sehr strenge Auswahlverfahren bestanden, für das sich 5.600 Personen bewarben, erklärte der Instituts-Direktor.

Auf der Pressekonferenz zum Test-Abschluss in Moskau, merkte man den Test-Teilnehmern ihre Angespanntheit schon an. Mannschaftskapitän Sergej Rjasanski, von Beruf Forschungskosmonaut und Biochemiker, grinste mit hochrotem Kopf fast ununterbrochen und zwinkerte immer wieder zu Kollegen und Freunden ins Publikum.

Original Mars-Sternenhimmel

Der wirkliche Flug zum roten Planeten muss noch mit einem weiteren Experimenten, so unter anderem einem Isolations-Experiment von 520 Tagen Dauer, vorbereitet werden. Dieses Langzeit-Experiment soll am gleichen Ort - einem streng abgeschirmten medizinischen Institut im Westen Moskaus – starten. Dort ist die Test-Raumstation, die zum Mars fliegen soll – bestehend aus drei Stahltonnen – aufgebaut. Durch einen abgeschirmten Gang werden die nächsten Test-Personen dann auch eine imitierte Mars-Oberfläche betreten, wo es einen original Mars-Sternenhimmel gibt. Insgesamt 30 Tage sollen die nächsten Test-Personen auf dem Mars leben.

40 Minuten auf Antwort von der Erde warten

Das Experiment in dem von Plattenbauten umgebenen Medizin-Institut war maximal der Weltraum-Realität angepasst. Zu festgelegten Zeiten konnten die sechs Männer per E-Mail mit ihren Angehörigen kommunizieren. Schwieriger wird es bei der Anflugphase zum Mars, die beim Test in Moskau auf zwei Wochen begrenzt wurde. Dann verzögert sich das Funksignal zur Erde um 20 Minuten, sodass die Mars-Astronauten insgesamt 40 Minuten auf eine Antwort von der Erde warten müssen, was in Moskau zwei Wochen lang durchgespielt wurde. Die Realitätsnähe des Experiments führte dazu, dass die sechs „Astronauten“ viele Entscheidungen selbstständig fällten. Einmal meldete der Luftmesser zum Beispiel eine starke Luftverunreinigung mit Mikroben. Sofort mussten die Test-Personen die Luftfilter austauschen.

Da griff der Russe zur Gitarre

Oliver Knickel erzählte von einem streng geregelten Tagesablauf. „Um Acht Uhr standen wir auf“, erzählte der Bundeswehresoldat, der auch schon in Afghanistan war. Nach dem Frühstück wurde bei jedem der Blutdruck und das Gewicht gemessen. Dann hat man sich den ganzen Tag über – unterbrochen von Mittagessen und Abendbrot - mit wissenschaftlichen Experimenten beschäftigt. Der monotone Alltag habe ihm schon zu schaffen gemacht, berichtet Oliver. „Es gab auch Momente da wäre ich gerne allein gewesen.“ Doch Gefühle der Feindschaft sind in dem multinationalen Team angeblich nicht aufgekommen. Auf der Pressekonferenz lobten alle Teilnehmer, wie gut es gelaufen sei. Oliver hat in der 20 Meter langen Stahltonne auch seinen Geburtstag gefeiert. Und er freute sich, als einer der Russen zur Gitarre griff und ein paar Lieder sang. Immer wieder erwähnten die Teilnehmer auch ihr Gewächshaus, wo sie Erdbeeren, Zwiebeln und Orchideen zogen. Mehrere Teilnehmer, wie etwa der Franzose, Cyrille Fournier, erklärten, sie wären auch zu einem wirklichen Mars-Flug bereit. „Ich würde gerne“, so der Franzose.

► EURASIENS TIERWELT

Das Mammut kam bis nach Spanien

Klimaereignisse ließen die Eiszeit-Riesen bis weit über den 40. Breitengrad wandern. In der spanischen Provinz Granada fanden sie vor vierzigtausend Jahren eine schmackhafte Speisekarte vor.

Von Doris von Eiff
EM 08-09 · 03.08.2009



Das Eiszeit-Zotteltier *Mammuthus primigenius*, ein Gemälde v. K. K. Flerov, Foto: Senckenberg Forschungsinstitute.

Gefilde, die man den Zottelriesen und dem typisch trocken-kalten Klima zuordnet, das während der Eiszeit in Nord-Eurasien herrschte.

Dass Mammute offenbar gerne wanderten, ist jetzt offenkundig. Einige der Eiszeitriesen sind sogar bis weit in den Süden Spaniens gezogen. Das stellte sich heraus, als man dort vor einiger Zeit die fossilen Überreste von vier Mammutbullen entdeckte. Die Tiere lebten vor etwa dreißigtausend bis vierzigtausend Jahren in der Nähe von Padul, einer kleinen Stadt in der heutigen Provinz Granada. Eine kürzlich veröffentlichte Studie beschreibt die Funde und erläutert, was die Mammute in den Süden zog und welche Relevanz die neuen wissenschaftlichen Ergebnisse für das Verständnis globaler Klimaereignisse haben.

Europas südlichste Skelettfunde von *Mammuthus primigenius* wurden in einem Moor auf dem 37. Breitengrad geborgen. Das ist deutlich südlicher als die baumlos kargen und unwirtlichen

Die Urzeit-Riesen waren in Granada heimisch



Die einstige Heimat des spanischen Mammute. Bild der Landschaft von Padul/Granada, wie sie heute aussieht. Foto: Senckenberg Forschungsinstitute. Regionen unterschieden haben. Es war die gleiche Art“, ergänzt Dick Mol, Eiszeitexperte am Naturmuseum Rotterdam.

Die fossilen Überreste der Padul-Mammute wurden in einem wissenschaftlichen Kooperationsprojekt von einer internationalen Forschergruppe untersucht. An der Studie beteiligt sind die Senckenberg Forschungsinstitute mit der Abteilung für Quartärpaläontologie in Weimar, die Universitäten Madrid und Oviedo, sowie das Naturmuseum Rotterdam.

„Die Fellmammuts haben damals zu den dauerhaften Bewohnern Granadas gehört“, sagt Diego Álvarez-Lao von der Universität Oviedo und betont, dass es sich bei den Padul-Funden nicht um einzelne versprengte Tiere gehandelt habe, die sich rein zufällig in den Süden verirrt hatten. „Unsere Untersuchungen belegen, dass die spanischen Mammute sich anatomisch nicht von ihren Artgenossen in nördlicheren

Nicht die Sehnsucht nach sommerlichen Temperaturen oder weiten Sandstränden hat die Zottelriesen in den Süden gelockt, sondern eine „Speisekarte“ mit dem für sie genau passenden Nahrungsangebot aus Gräsern, verschiedenen Kräutern und niedrigem Buschwerk. Die Ausdehnung der Mammutsteppe mit der für die typisch eiszeitliche Landschaft charakteristischen Vegetation ist durch Klima- und Umweltdaten belegt.

In Spanien wuchsen damals typische Pflanzen der Mammutsteppe



Nahezu kompletter Unterkiefer eines eiszeitlichen Mammutbullen aus der Fundstätte von Padul in Südspanien.

Foto: Senckenberg Forschungsinstitute.

Europas in Richtung Süden vorgestoßen sind,“ erläutert der Paläontologe und dokumentiert das durch seine Kartierungsergebnisse. Danach liegen die südlichsten Fundorte der Eiszeitriesen auf einem Gürtel, der sich von Westeuropa über Georgien und die sibirische Baikal-Region bis nach Ost-China und von Korea bis in den amerikanischen Mittelwesten hinein erstreckt.

Nuria García von der Universität Complutense de Madrid stellt dazu fest: „Fossile Pflanzen, die wir in den Bohrkernen von Forschungsbohrungen in Spanien und dem nahe gelegenen Mittelmeer nachweisen konnten, wie auch die Untersuchungen der Padul-Sedimente belegen, dass die Tiere sich von den typischen Pflanzen einer Mammutsteppe ernährten.“

Zu dem internationalen Team von Eiszeitforschern, die Europas südlichste Mammutfunde bearbeitet haben, gehört Ralf-Dietrich Kahlke. Den Senckenberg-Wissenschaftler hat vor allem interessiert, was Mammuthus primigenius und andere Eiszeittiere an vielen Ecken der Nordhalbkugel über den 40. Breitengrad hinaus und weit nach Süden wandern ließ. „Ein Vergleich mit weiteren Fundorten, die zwischen dem 38. und 36. Breitengrad liegen, zeigt, dass die Tiere vor dreißigtausend bis vierzigtausend Jahren auch außerhalb

Stopp an der Sierra Nevada



Die Fundstätte der Eiszeitmammute, die bis nach Südspanien gelangt waren.

Foto: Senckenberg Forschungsinstitute.

Die Wissenschaftler führen dieses Phänomen auf die Koppelung von Klimaereignissen im Nordost-Atlantik und Nordwest-Pazifik zurück. Ralf Dietrich Kahlke erklärt: „Dies ist ein Beleg für globale Mechanismen, die das Klima schon während der Eiszeit regulierten und damit auch die Vegetation und die Wanderungen der Tiere maßgeblich beeinflusst haben.“

Hin und wieder wurden die Kolosse jedoch am Wandern gehindert. In Padul setzten die unüberwindlichen Höhen der Sierra Nevada einer weiteren Verbreitung der Tiere eine natürliche Grenze. Ähnlich wirkten sich die Rocky Mountains in Nordamerika auf den Wandertrieb der Eiszeitriesen aus. Auch Regionen, die nicht das typische Nahrungsangebot einer Mammutsteppe boten, stoppten die Migration der Mammute. Dazu gehörten wüstenähnliche Gebiete oder die weiten Prärien in Nordamerika, die sich aufgrund von Vegetationsveränderungen zunehmend ausgedehnt hatten.

Die aktuelle Studie belegt erstmals die südlichen Vorstöße von Mammuthus primigenius in Europa und zeigt, dass die Migration nach Spanien und Italien zur gleichen Zeit stattfand

wie ähnliche Wanderungen nach Ost-China, in den Norden Japans und nach Kamtschatka.

Die Wissenschaftler führen dieses Phänomen auf die Koppelung von Klimaereignissen im Nordost-Atlantik und Nordwest-Pazifik zurück. Ralf Dietrich Kahlke erklärt: „Dies ist ein Beleg für globale Mechanismen, die das Klima schon während der Eiszeit regulierten und damit auch die Vegetation und die Wanderungen der Tiere maßgeblich beeinflusst haben.“

► DOLLAR

Die US-Währung wird von immer mehr Ländern und Experten abgeschrieben

Die Chinesen sind die größten Gläubiger der USA. Doch ihr Vertrauen in das US-Zahlungsmittel Dollar schwindet. Denn die Schulden der Amerikaner in China sind schon fast so groß wie das US-Haushaltsdefizit. Im Reich der Mitte sinnt man auf eine Neuregelung der Weltwährungsreserven. In Südamerika ist man bereits dabei zu handeln.

Von Johann von Arnsberg
EM 08-09 · 03.08.2009

„Der US-Dollar ist out“, schrieb die Berliner tageszeitung (taz). Der Beitrag galt dem Beschluss der südamerikanischen Wirtschaftsgemeinschaft Mercosur, die den Dollar im Handel durch den Real, den Peso und den Guaraní ablösen will. „Darauf einigten sich die Staats- und Regierungschefs von Brasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay am vergangenen Freitag (24. Juli) bei ihren Treffen in Paraguays Hauptstadt Asunción“, berichtet die taz. Ende 2010 solle der Dollar „als vorherrschendes Zahlungsmittel im Handel der Staaten untereinander von den eigenen Währungen abgelöst werden.“ Das habe Paraguays stellvertretender Wirtschaftsminister Oscar Rodríguez erklärt, der die Verhandlungen auf dem Gipfeltreffen koordinierte. Zuvor hätten sich die Zentralbanken der Mitgliedsländer auf eine gemeinsame Wechselkursregelung verständigt. Allerdings ist vieles noch Stückwerk und zu einer völligen Ablösung des Dollars dürfte es zunächst nicht kommen.

Bei den Währungsreserven wird der Dollar abgebaut

„1999 wurden noch mehr als 71 Prozent der offiziellen Währungsreserven der Zentralbanken in US-Dollar gehalten, heute sind es nur noch 63 Prozent“, teilt aktiencheck.de AG mit und zitiert dafür Dr. Eberhardt Unger von „fairesearch“.

Die Hegemonie der amerikanischen Währung verringere sich nun schon seit Jahren. Die US-Regierung sehe zwar die Vorherrschaft des USD an den Devisenmärkten weiterhin nicht infrage gestellt, doch nehme man die Erklärungen der Chinesischen, der Russischen und anderer Zentralbanken der Schwellenländer ernst, die Devisenreserven stärker diversifizieren zu wollen. Dann werde der Anteil des USD in den offiziellen Währungsreserven wohl im nächsten Jahr die 60-Prozent-Marke erreichen oder gar unterschreiten.

Dass insbesondere die Chinesische Zentralbank zu einer stärkeren Diversifizierung ihrer Währungsreserven tendiert, hat seinen Grund im stark schwindenden Vertrauen in den Greenback. Zurzeit ist der chinesische Bestand an US-Devisen fast so hoch wie das Haushaltsdefizit der Amerikaner.

Seit Obamas Amtsantritt ein neuer Fehlbetrag von 1,1 Billionen

Und das hat es in sich. Der Schweizer Verlag@2ominuten.ch verbreitet: „Laut dem amerikanischen Finanzministerium haben die USA unter Barack Obama von Oktober 2008 bis Ende Juni 2009 einen Fehlbetrag in Höhe von 1,1 Billionen Dollar (1.100.000.000.000 Dollar) angehäuft. Für das gesamte Haushaltsjahr rechnet die Regierung mit einem Anstieg auf 1,84 Billionen Dollar. Insgesamt belaufen sich die Staatsschulden der USA auf 11,5 Billionen Dollar. Alleine für die Zinsen mussten die Vereinigten Staaten 2008 rund 452

Milliarden Dollar aufwenden. Damit sind die Zinszahlungen der viertgrößte Posten im Haushaltsbudget. Für das laufende Jahr rechnen die USA mit einem Haushaltsdefizit in der Höhe von 13 Prozent des BIP, wie „faz.net“ berichtet.“

Bei den Chinesen, den größten Gläubigern der USA, seien die Währungsreserven hingegen auf umgerechnet 2,13 Billionen Dollar gestiegen – ein Plus von 17,8 Prozent im ersten Halbjahr. Schätzungen zufolge seien etwa 70 Prozent dieser Devisenreserven in der US-Währung angelegt, was rund 1,5 Billionen Dollar entspricht. Die Schweizer Finanzfachleute: „Somit haben alleine die Chinesen gesamthaft mehr US-Devisen als bis jetzt die Amerikaner Defizit in diesem Jahr. China trägt mit anderen großen Wirtschaftsmächten Asiens wie Hongkong, Südkorea und Singapur inzwischen über die Hälfte der US-Auslandsverschuldung.“

*

Dazu: [„Die neue Leitwährung kommt aus Eurasien“](#) in EM 07-2009.

► ERINNERUNGEN

Der Zug der Freiheit

Im Spätsommer 1989 sammelten sich Tausende ausreisewillige DDR-Bürger in der Prager Botschaft, nachdem bereits im Sommer Tausende Bürger über Ungarn und Österreich in die BRD geflüchtet waren. Unter abenteuerlichen Umständen lebten bis zu 4.000 Flüchtlinge zeitgleich auf dem Gelände der Botschaft, während über ihr Schicksal verhandelt wurde. Am 30.9.1989 verkündete der damalige Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher die Zustimmung der Regierung der DDR zur Ausreise.

Von Mirko Sennewald
EM 08-09 · 03.08.2009

Dieser historische Moment war ein Meilenstein der Friedlichen Revolution. Mit Zügen wurden die Flüchtlinge ins bayrische Hof gebracht, sie mussten aus völkerrechtlicher Sicht der DDR-Führung noch einmal über das Territorium der DDR fahren. Entlang der Strecke Dresden-Freiberg-Karl-Marx-Stadt-Plauen lösten die Züge erste Demonstrationen aus. Öffentlicher Widerstand in der DDR wurde sichtbar, aber zumeist gewaltsam aufgelöst.

Nun soll diesem Ereignis gedacht werden – natürlich mit einem Zug. Ein Sonderzug mit fünf historischen Wagen fährt entlang der Strecke der Züge mit den Botschaftsflüchtlingen von 1989 von Prag über Dresden, Freiberg, Chemnitz, Plauen nach Hof.

Kulturelles Rahmenprogramm an den Haltepunkten

Die einzelnen Waggons fungieren als Kunsträume in denen jeweils ein Projekt gezeigt werden soll. Zusätzlich präsentieren sich Zeitzeugen in Interviews und Jugendgruppen aus Sachsen und den mittel- / osteuropäischen Staaten mit weiteren Projekten. Kurator für die Kunstprojekte ist Holger Wendland. An den Haltepunkten findet ein kulturelles Rahmenprogramm statt, z.B. in Hof ein Feuerwerk und die Einweihung eines Denkmals.

Der Ablauf am 30. September wird sich folgendermaßen gestalten: Ankunft der Projektteilnehmer in Prag (Aufbau der Präsentation). Empfang in der Prager Botschaft, Stadtführung durch Prag, Besichtigung der damaligen Schauplätze.

Abfahrt am 01. Oktober 2009 ab Prag um 8:00 Uhr. Es gibt Aufenthalte in Dresden, Freiberg, Plauen. An den Haltepunkten werden einzelne Veranstaltungen unter Beteiligung der Städte durchgeführt. Ankunft in der Zielstation Hof am späten Abend. Es schließt sich ein Festprogramm der Stadt Hof an. Zum Abschluss am 2. Oktober findet eine gemeinsame Auswertung der Fahrt statt.

Die Waggons des Sonderzuges

Waggon 1: 1989-2009 Ausstellung Agentur Anzenberger / Österreich Die Agentur Anzenberger präsentiert 170.000 Arbeiten von über 200 Fotografen weltweit. Ein Großteil dieser Fotografen arbeitet regelmäßig für Publikationen wie: National Geographic, Geo, Der Spiegel, Focus, Stern, Time, Newsweek, New York Times, usw. Aus ihrem reichhaltigen Archiv kollektiert die Gründerin und Inhaberin der Agentur, Regina Anzenberger, eine Fotoausstellung der Schauplätze der Revolutionen in Mittel- und Osteuropa 1989/90. Darunter die Schauplätze Ungarn, CSSR, Rumänien und Bulgarien im Vergleich zu 2009. Die Agentur Anzenberger verfügt über reichhaltiges Material und ein weites Netzwerk von Fotografen in Ost und West.

Waggon 2: Film, Ausstellung und Performance Kai-Uwe Kohlschmidt / Deutschland. Der 1968 in Leipzig geborene Kai-Uwe Kohlschmidt gründete nach Abitur und Instrumentalausbildung am Konservatorium Cottbus 1982 die Band Sandow. In den Wendewirren der deutschen Teilbarkeit sollte die Band mit ihrem Debütalbum an der Schwelle zur Berühmtheit stehen und dennoch den entscheidenden Schritt, den der unaufhörlichen, disziplinierten Selbstwiederholung verweigern. Seit 1987 arbeitete Kai-Uwe Kohlschmidt auf verschiedenen Kunstfeldern immer wieder für Fernsehen, Kino, Radio und Theater. Seit 1989 bestritt er mit verschiedensten Projekten Tourneen durch Deutschland, Russland und Frankreich. 2004 beteiligte er sich an einer Kunstexpedition zum Nanga Parbat (8125m) nach Pakistan. In seinem Waggon wird das Hörspiel „Im Feuer“ über die Zeit 1988-92 aus Sicht einer Künstlerboheme zu hören sein. Zudem installiert er ein kleines Studio, in dem Interviews mit Hörern des Hörspiels geführt werden. Die Interviewergebnisse sollen auf den Bahnhöfen gesendet werden.

Waggon 3: Der Waggon der Dresdner Sinfoniker Die Dresdner Sinfoniker gehören zu den führenden Sinfonieorchestern für zeitgenössische Musik. Sie wurden 1997 von den Musikern Markus Rindt und Sven Helbig gegründet. Das aus Mitgliedern nahezu aller wichtigen Orchester Europas bestehende Ensemble arbeitet ausschließlich projektorientiert und deckt Zusammenhänge zwischen wegweisenden Strömungen aktueller Musik auf, wo sie niemand vermutet. Zum Repertoire zählen Komponisten wie Steve Reich, John Adams, Gija Kantscheli, Awet Terterjan, Frank Zappa, John McLaughlin, Mark- Anthony Turnage, Louis Andriessen oder Tan Dun. Internationale Aufmerksamkeit erregten die Dresdner Sinfoniker mit dem Liederzyklus „Mein Herz brennt“ von Torsten Rasch nach Texten und Musik der Gruppe Rammstein. Für diese, 2003 bei der Deutschen Grammophon erschienenen CD, erhielten sie den ECHO Klassik. Dem Anlass angemessen wollen die Dresdner Sinfoniker einen musikalischen Beitrag leisten und den Zug auf seinen Stationen begleiten. Mitbegründer Markus Rindt war 1989 selbst als Flüchtling an Bord eines Zuges. An den Stationen werden vier Hornisten „Born for Horn“ von Werner Pircher präsentieren. In Dresden bekommt das Quartett von 12 weiteren Hornisten Verstärkung und führt das Stück „Intrada“ für 16 Hörner von Helmut Eder auf.

Waggon 4: Hier ist der Totalitarismuskitsch zu Hause. Artur Klinau aus Minsk füllt den Waggon mit Büsten, Wimpeln, Flaggen, einem Wodka-Samowar und Marschmusik, eine Verkaufsausstellung mit Performance. Artur Klinau (geb. 1965) ist einer der umtriebigen kritischen Geister, die in der weißrussischen Hauptstadt Minsk aufrecht, tapfer und auf höchstem intellektuellen Niveau den scheinbar anachronistischen Wirren trotzen. Klinau ist Fotograf, Architekt und Publizist, Herausgeber der bislang einzigen unabhängigen Kunstzeitschrift pARTisan. Mehr aber ist Klinau messerscharfer Philosoph und humorvoller Kommentator aktueller und vergangener Epochen. Mit seinem kleinen Buch „Minsk - Die Sonnenstadt der Träume“ hat er seiner Heimatstadt ein riesiges Denkmal gesetzt, das in seiner Art der Verbindung von Geschichte, Architektur, Politik aber auch „Herz und Verstand“ seinesgleichen sucht. Artur Klinau sammelt seit Jahren auf den Flohmärkten Europas die Überbleibsel des Totalitarismus. Drei Garagen bergen bereits die unzähligen Büsten, Wimpel, Orden, Bilder, Ikonen und Flaggen. Mit der Ausstellung dieser geradezu schräg anmutenden Zeitzeugen nimmt Klinau auf seine eigene zynische Art die Zeit des realexistierenden Sozialismus aufs Korn. Der Totalitarismuskitsch ist käuflich, untermalt wird die Ausstellung von Marschmusik und einem Samowar, aus dem allerdings kein Wasser sondern Wässerchen fließt.

Waggon 5: Hier werden Samizdat-Produkte von Holger Wendland und Detlef Schweiger aus Deutschland ausgestellt. Lange bevor die Generation „Internet und Handy“ die technischen Möglichkeiten entdeckte, Kunst und Informationen einfach elektronisch zu veröffentlichen, gab es Mittel und Wege politisch unliebsames, querulantes oder in der damaligen Sprachregelung „kontrarevolutionäres Material“ zu veröffentlichen. Insbesondere Künstler machten vom SAMIZDAT, dem illegalen Eigendruck, Gebrauch. Staatlich unerwünschte Literatur, Malerei und Grafik fand so den Weg in die Gesellschaft. Von Hand

zu Hand heimlich weitergereicht, unter teils abenteuerlichen Bedingungen gedruckt oder illegal auf Thermopapier kopiert, spielte SAMIZDAT in der DDR, CSSR und Polen eine wichtige Rolle unter Künstlern und Oppositionellen. Die Ausstellung widmet sich erhaltenen Drucken aus den 70er und 80er Jahren.

Begleitendes Programm: Mit Partnern aus unserem internationalen Netzwerk wurden konkrete Projekte vereinbart, die im Zug präsentiert werden sollen. Darüber hinaus bereiten wir Zeitzeugen-Berichte vor sowie wissenschaftliche Vorträge.

Es kommt zu internationalen Jugendbegegnungen mit Teilnehmenden aus Armenien, Aserbaidschan, Weißrussland (Belarus), Deutschland, Georgien, Polen, Tschechien, die kurze Theaterstücke, Videos und Dokumentationen zur Bedeutung des Jahres 1989 in ihren Ländern vorbereiten und daraus eine gemeinsame Zukunftsperspektive entwickeln. Ihnen stehen Zeitzeugen und Künstler zur Seite.

Die Projektentwicklung verfolgt das Ziel, Besucher und Mitfahrer zu motivieren, die einzelnen Abteile zu besuchen sowie Einzelpräsentationen im Gesamtkontext zu präsentieren. Die Jugendlichen der Europäischen Wirtschafts- und Sprachenakademie Dresden veranstalten ein so genanntes Planspiel zum Thema Ausreise. Sie sehen es als Erweiterung des Geschichtsunterrichtes und werden mitreisende Jugendliche einbinden, damit sie auf diese Weise mit dem Thema vertraut gemacht werden.

*

Weitere Informationen: <http://www.kulturaktiv.org/>

Lesen Sie dazu auch EM 08-2004 [„Mit der Drahtschere in die Freiheit“](#). Das ist nach dem Wissensstand der EM-Redaktion die einzige authentische Schilderung der Flucht eines DDR-Bürgers über Ungarn in den Westen, mit Beteiligung des Reporters!

*

Siehe auch: [„Feierliches Gedenken an Grenzöffnung in Ungarn“](#) in EM 07-2009.

► EURASISCHE SPIRITUALITÄT

Im Einklang mit der Erde wandeln

Schon in der isländischen Edda, der Skaldendichtung unserer Ahnen über Götter und Helden steht es geschrieben: Aus des Ur-Riesen Ymirs Fleisch ward die Erde geschaffen, aus seinem Blute das brausende Meer, aus seinem Schädel das Himmelsdach.

Von Volkert Volkmann
EM 08-09 · 03.08.2009

Ein kleiner Ausflug in die Geschichte der menschlichen Lebewesen zeigt, dass sich die Menschen früherer Zeiten der Einheit der Welt sehr bewusst waren. Alle ursprünglichen Rituale feiern die Verwandlungen im Jahreskreis oder sind so genannte Übergangsrituale.

Die Erde war für unsere germanischen Vorfahren ein paradiesischer Garten (Midgard), und der Mensch war eingebettet in ein göttliches Ganzes. Alles Lebendige war „heilig und beseelt“, war Teil des göttlichen Kräftespieles. Ein wahrhaft paradiesisches Zeitalter. Der Frühzeit-Mensch lebte noch ganz in den natürlichen Rhythmen des Sonnen- und Mondrhythmus. Die Sonne bestimmte auf der Nordhalbkugel die Saat und Erntezeit, der Mond die Jagdzeiten. Der Mensch als Teil der Natur lebte kein getrenntes Sein, sondern ein sich Selbst-Bewusst-Sein.

Der Ur-Riese der Edda wurde umgebracht und zerstückelt

Aufgrund seiner überlebensnotwendigen Feinsinnigkeit nahm der ursprüngliche Mensch sämtliche Naturkräfte als beseelten Ausdruck des Lebendigen und Göttlichen wahr. Diese ursprüngliche Lebensweise, die wir heute noch bei den alten Kulturen in vielen Völkern in fragmentarischen Resten finden, wurde inzwischen nachhaltig gestört. Durch die einseitige Denkweise des mechanischen Weltbildes sind die alten Mythen für heutige Menschen oft unverständlich. Die Einheit der Welt als Wesenhaftes wurde zerstört - der Ur-Riese der Edda regelrecht umgebracht und in einzelne Teile zerstückelt.

Der Mensch schwang sich auf, um über die Natur zu herrschen. Durch Ackerbau und Handwerk wurde aus der ursprünglichen Einheit mit der Natur ein immer stärkeres „Ausnutzen und Beherrschen“, welches sich bis hin zur Industrialisierung entwickelte und heute massiv unsere natürlichen Ressourcen gefährdet. Der Mensch begnügt sich ganz entschieden nicht mit dem, was er zum Leben braucht, sondern hortet in seiner Gier alles was er kann.

Auf die alten Plätze der Kraft wurden Kirchen gebaut

Zur Person: Volkert Volkmann
Volkert Volkmann ist 1. Vorsitzender des „Dachverbandes für Naturreligion KultURgeister e. V.“ und Initiator der ersten großen heidnischen Baumpflanzungen „Kreis der Bäume“ und der „Heidnischen Erfahrungsfelder“ auf den „Heidentagen“.

Volkman wurde 1957 geboren und erlernte die Geheimnisse der Europäischen Naturreligion im Coven of Croatoan des Clan Gunn der schottischen Highlands, wo er 1986 den Meistergrad erlangte. Bereits 1975 begründete er den Verein für Urgestaltung und den gemeinnützigen Yggdrasil Kreis e.V.

Volkert Volkmann betreibt seit 1984 eine Naturheilpraxis, in der traditionelle Medizin praktiziert wird und lehrt das alte Wissen auf Seminaren und Vorträgen.

Neben zahlreichen Veranstaltungen auf internationalen Kongressen, vielen Radio- und Fernsehinterviews (Pfarrer Fliege, R. Williamsen) erfolgten im In- und Ausland Print- und Musikpublikationen, sowie Projekte mit den Universitäten Gießen und Perugia (Italien).

Die Christianisierung leitete eine weitere entscheidende Wandlung ein. Das Wissen der Naturreligionen wurde gewaltsam bekämpft, auf die alten Plätze der Kraft wurden Kirchen gebaut, und heilige Stätten, Quellen, Felsen regelrecht verteufelt. An Stelle der ehemals Holden (der guten) Naturkräfte traten jetzt christliche Heilige. Und die Naturgeister, deren Weisheit langsam verloren ging, wurden zu Dämonen und Teufeln erklärt. Mit der Synode von Liftinae im Jahre 743 und der Hexenbulle verbot die Kirche das Ausüben heidnischer Praktiken, sogar bei Todesstrafe. Das Hexereiverbot wurde z. B. in England erst 1951 wieder aufgehoben

Das Wissen der alten Religion beinhaltete ein umfangreiches System von kommunikativer Interaktion mit allem Lebendigen. So bildete sich auch schon früh ein Heilwissen aus, welches um den feinstofflichen Kräftefluss und dessen feinstoffliche Energien wusste. Die in Griechenland so genannte Geomantie (Geo = Erde, Mantik = Weissagung) hatte ihre Entsprechungen in den geheimen Dashgubell Rädern und Runen, bzw. Oghams der keltischen Druiden und germanischen Goden.

Während das alte Baumwissen in Europa in den Untergrund der so genannten Heckenschulen gehen musste wurde es in anderen Teilen der Erde wie z. B. in Afrika und Asien stets beachtet, wie etwa im chinesischen Feng Shui. Die heutige westliche, rationale Denkweise ist von dieser ursprünglichen Beachtung der Erde soweit entfernt, das sie nur noch mühsam erkennt, was viele Völker lange praktisch erfahren haben und bis heute genau beachten.

Energetische Schwingung liegt allem Sein zugrunde

Es wird gelehrt, dass alles sich auf Energie oder Schwingung reduzieren lässt. Jede Form von Leben, Lebewesen, selbst Gedanken und Gefühle sind Energie, in einem mehr oder weniger festem Zustand. Laut Einsteinscher Relativitätstheorie $E=Mc^2$ sind Masse und Energie ineinander überzuführen, untrennbar verwoben und äquivalent. Einfach gesagt: Wir müssen umdenken. Unsere Materie ist Schwingung in Form von Feldern. Die energetische Schwingung ist die zugrunde liegende Realität unseres Seins.

Auch unsere Sinnesorgane nehmen genau genommen nur Schwingungen wahr, die unser Gehirn wieder in Bilder verarbeitet. Wenn wir diese Welt als unterschiedliche Felder und Atome begreifen, wird die jeweilige Sicht der Welt eine Frage der Wahrnehmung. Materielle Verkörperung ist ein immer stärkeres Eintreten in das irdisch körperliche Sein. Aber auch das bewusste Herauslösen des geistig seelischen Schwingungsprinzips (Person= per sonare = im Klang sein) wurde in den Mysteriensschulen gelehrt.

Kraftlinien der Erde sind seit der Steinzeit bekannt

So wie der Mensch ist auch die Erde ein lebendiger Organismus (Ymir/Gaia etc), der mit dem ganzen Universum in Verbindung steht. Im irdischen Reiche der Elementare pulsiert der Erdgeist ähnlich den Energieströmen des menschlichen Körpers in bestimmten Bahnen durch die Erdoberfläche. Diese Kraftlinien oder Schlangenlinien waren seit der Steinzeit bekannt und wurden an bestimmten Plätzen mit Hilfe von Steinsetzungen und Baumpflanzungen speziell gelenkt, wie z. B. in Stonehenge, Avebury, Carnac, Newgrange und den Externsteinen im Teutoburger Wald.

Die mehrdimensionale Wirkung dieser feinstofflichen Energien durchzieht das gesamte nordeuropäische naturreligiöse Vorstellungsbild. So erzählt man vom Netz der Wyrd, welches alles miteinander verbindet. Den vier Raumdimensionen wurden die Qualitäten der Elemente zugeordnet. Diese formgebenden Kräfte, welche die Grundlagen aller sichtbaren Materie bilden, sind charakteristische Ausformungen schöpferischer Weltenvorgänge. Die damit verbundenen Kraftfelder können sich verdichten oder ausbreiten und damit im menschlichen Körper und der Landschaft der Erde spezielle Eigenschaften übermitteln.

Zusammenspiel kosmischer und irdischer Kraftfelder

So wirken die gestaltenden Prozesse über die Formgebung der Landschaft auf den menschlichen Körper ein und beeinflussen unser ganzes Wesen im grob- und feinstofflichen Bereich. Die Auswirkungen sind dabei je nach dem ausgewählten Platz fördernd oder schädlich für die Eigenschwingung des pflanzlichen, tierischen oder menschlichen Lebens. So erklären sich besondere Heilwirkungen genauso wie paranormale Phänomene durch das Zusammenspiel kosmischer und irdischer Kraftfelder, die gemeinsam mit den Gestaltungs Kräften der Elementarwesen einwirken.

Menschen, die es vermögen diesen feinstofflichen Kräftefluss zu erschauen und zu lenken, nannte man früher „Erdherren“. Zu ihren Aufgaben gehörte das Ausrichten auf den Feinkraftfluss, das Auffinden geeigneter oder ungeeigneter Orte, das Auf- und Abladen magnetischer Ströme und der Ausgleich schädlicher Energien, das Bewahren des rechten Maßes und die Heilkunde mit Erdkräften.

Erdfrauen – Erdherren - Geomanten

Die Erdfrauen und Erdherren, die wir heute „Geomanten“ nennen, waren auch diejenigen, die das Land rituell besaßen und dort auf dem Lehrstuhl (Heiligen Stuhl) weissagten und lehrten. Zum Beispiel die Hagazussa, die im Hag sitzende, oder Tunrida, die Zaunreiterin, die zwischen den Welten schamanisch reist.

„Da gingen die Weisen zu den Stühlen, gaben Sonne und Mond ihre Namen und regelten den Lauf der Gezeiten.“ So steht es in der Edda geschrieben. Interessant ist, dass die Erde auch in unserer Kultur früher ein kollektiver gemeinschaftlicher Besitz war. Während der Zeit der Christianisierung und Kolonialisierung wurden Naturreligion und deren Rituale bei Todesstrafe verboten und weltweit grausam verfolgt. Das Land wurde in Besitz genommen. Menschen wurden ebenfalls Besitz der Herrschenden (Leibeigenschaft). Besitz und Güter der oft grausam gefolterten Ketzer und Heiden gingen in Fürstentümern und Kirchengütern unter.

In dieser dunklen Zeit wurden die Iberische Halbinsel und große Teile Englands entwaldet, um Schiffsflotten zu bauen und Schafzucht zu betreiben. Die Zeit der großen Industrialisierung warf ihre Schatten voraus. Was darauf folgte, vernichtete in wenigen Jahrhunderten bis zum heutigen Tage natürliche Ressourcen wie z. B. die Regenwälder. Es wurden massiv Bodenschätze ausgebeutet, die Meere vergiftet und unser Klima nachhaltig verändert.

Der heutige Mensch tritt die Erde mit Füßen

Wie wir alle an den Auswirkungen dieser Entwicklung in den letzten Jahre unschwer erkennen können: Der Mensch tritt die Erde mit Füßen. Dass diese Prozesse, welche wir längst nicht mehr kontrollieren können, unser Überleben kollektiv bedrohen, hat sich offenbar noch nicht genügend herumgesprochen und wird gerne verdrängt. Atomkraftwerke strahlen zum Beispiel 200.000 Jahre lang Radioaktivität ab.

Der erste Schritt zur Heilung der Erde ist auch ein Schritt zur Heilung unseres Selbst. Wir müssen die künstliche Trennung aufheben und uns wieder verbinden mit der Natur und den kosmischen Gesetzmäßigkeiten, die lange waren bevor es Menschen gab. Der Planet braucht uns nicht und besteht auch ohne uns weiter. Umgekehrt ist es nicht möglich.

Unsere Aufgabe ist es, das Wissen zu finden, das uns mit allem verbindet, die Regeln und Zyklen der Natur wieder zu beachten, anstatt uns immer weiter von ihnen zu entfernen. Die biodynamische Landbauweise und die Naturheilkunde zeigen uns verheißungsvolle Wege zur

Heilung der Welt. Das Wissen unserer Alten ist nicht vergessen worden - fangen wir an uns wieder zu besinnen – jeder für sich und alle gemeinsam. Die geomantischen Lehren zu verstehen kann ein erster Schritt dazu sein.

*

Weitere Quellen zur Eurasischen Spiritualität:

EM 10-2008 [„Eurasische Spiritualität – vom Heidenpfad zum Heidenschwanz“](#). EM 04-2009 [„Geomantikart von der Wasserscheide“](#). EM-05-2009 [„Strahlen der Seele für ein starkes Leben“](#). EM 07-2009 [„Geomantik-Art aus der Eizeithöhle“](#). EM 07-2009 [„Schamanismus auf der Schwäbischen Alb“](#). In Medizin-Welt: [„Suche die Nacht auf“](#) und [„Medizin-Welt SPEZIAL, Heilende Blicke“](#).

Bei <http://www.starkesleben.de/> und über <http://www.geomantikart.de/>.

► GELESEN

„Meine Heimat – Euer Krieg“ von Saovory Kim Sam

„Dieses Buch erzählt die Geschichte von Chantrea, einer Region an der vietnamesischen Grenze, die während des Krieges zwischen Vietnam und Kambodscha sehr bekannt war, und die von den Amerikanern als das ‚Gebiet des Entenschnabels‘ bezeichnet wurde. Ab 1968 stand Chantrea in Flammen. Die Tränen und das Blut der Menschen fingen an zu fließen.“

Von Eberhart Wagenknecht
EM 08-09 · 03.08.2009



„Meine Heimat – Euer Krieg“ von
Saovory Kim Sam

Mit diesen Worten führt die Autorin in das Buch ein. Und sie berichtet: „Um dem Krieg zu entkommen, nahm das Volk der Khmer die Flucht auf sich.“ Dieses Volk ist eigentlich indischen Ursprungs. In Kambodscha haben die Khmer einst ein prächtiges Reich gegründet.

Das Land, der „Entenschnabel“, wurde von den USA ab 1968 erbarmungslos bombardiert und in den amerikanischen Vietnamkrieg hineingerissen. (Siehe den Auszug aus der freien Enzyklopädie Wikipedia).

Wie alles begann schildert die damals sechsjährige Saovory Kim sehr eindringlich: „Chantrea in Flammen. Es war eine ruhige und friedliche Nacht. Plötzlich hörte ich die Detonation von Granaten, die schnell hintereinander explodierten...Ich sah viele Flugzeuge über meinem Kopf. In diesem Augenblick fielen die Raketen vom Himmel und zersprangen mit grellrotem Leuchten.“ Dies sind Erlebnisse, die sie in einem immerwährenden Alptraum in vielen Nächten wieder und wieder durchlebt.

Die Amerikaner tragen den Krieg ins Land

In der Realität des Krieges wurde das junge Leben der Schülerin Kim schlagartig zerstört: Nach der ersten amerikanischen Bombardierung der Region im Jahre 1968 veränderte sich ihr bis dahin behütetes Dasein vollständig. „Unruhe nistete sich ein und die Menschen bereiteten sich darauf vor, das Land zu verlassen.“

„Der Komet hat gesagt, dass der Krieg bald kommt!“ Diese Worte sagte der Vater zu dem kambodschanischen Mädchen. Die Vorhersage eines Krieges durch einen Kometen ist ein alter Glaube des Volkes der Khmer.

Kim ist neugierig auf dieses Wort „Krieg“, das die Erwachsenen jetzt täglich in den Mund nehmen und das so harmlos und nett klingt. Sie wünscht sich in ihrer Naivität und kindlichen Unschuld sogar sehnlichst, den Krieg einmal zu erleben. Und es geschieht. Schneller als gedacht steckt sie plötzlich mitten in den Kämpfen, in Schützengräben, auf der Flucht und im Dschungel, während hinter ihr das heimatliche Dorf und die Schule in Flammen aufgehen.

Flucht und Vertreibung und keine Chance

Alles blieb zurück, was das Leben eines Mädchens von sechs Jahren ausgemacht hat: „Sehr gut kann ich mich an diesen Morgen noch erinnern. Auf den Feldern lagen noch feine Nebelschleier. Der Wind wehte sanft durch die Zuckerpalmbblätter und die Vögel sangen. Es schien alles so ruhig und friedlich. Die mir so sehr vertraute und geliebte Landschaft spendete mir echte Freunde.“

Hintergrund

Am 18. März 1970 wurde der kambodschanische Armeegeneral Lon Nol – während eines Auslandsaufenthaltes von Staatschef Sihanouk – durch einen von den USA unterstützten Putsch an die Macht gebracht und erhielt von den USA umfangreiche Wirtschafts- und Militärhilfe. Mit seiner Billigung versuchten Richard Nixon und sein Außenminister Henry Kissinger, Kambodscha von der FNL militärisch zu säubern. (FNL = Nationale Front für die Befreiung Südvietnams - Front National de Libération –, im allgemeinen Sprachgebrauch Vietkong genannt). Indem sie den Krieg gegen das kommunistische Nordvietnam und den Vietkong auf kambodschanischen Boden ausdehnten, opferten die USA die Integrität des letzten unabhängigen Staates Indochinas. Ihre Flächenbombardements forderten mindestens 200.000 Menschenleben, vornehmlich unter Zivilisten, und trugen dazu bei, einen großen Teil der Bevölkerung in die Arme der Roten Khmer zu treiben. Von amerikanischen B-52-Flugzeugen wurden von 1968 bis 1973 mehr als 700.000 Tonnen Bomben und alleine 1973 doppelt so viele Bomben über Kambodscha abgeworfen wie über Japan während des gesamten Zweiten Weltkrieges. Dass Vietnamesen und Amerikaner ihren Krieg nach Kambodscha trugen, erklärt den nationalistischen und hasserfüllten Kurs der Roten Khmer somit zu einem gewissen Teil.

(Aus: Wikipedia).

In Wahrheit begann an diesem Morgen die Flucht, die Odyssee: „Unser Dorf war eines der größten Schlachtfelder. Die ersten Bomben provozierten eine fürchterliche Feuersbrunst, danach wurden Raketen abgefeuert und schließlich wurde es durch die Schüsse der Söldner Thieu Kys (er befehligte Soldaten aus Südvietnam, die auf Seiten der Amerikaner in den Krieg eingriffen) und den gegnerischen Vietkong, die in der Schule stationiert waren, zerstört. Zum Schluss bretterten Panzer durch den Ort und vernichteten alles, was noch übrig geblieben war. In Schutt und Asche gelegt wurden mein Dorf und meine Schule und in ein Feld der Verzweiflung verwandelt.“

Die Maschinerie des Krieges verfolgt sie erbarmungslos

Zunächst entkam die Familie aus dem Inferno ihres zerstörten Dorfes durch die Flucht zur Oma in ein Dorf, das weiter im Westen lag. Aber der Krieg holte sie rasch ein: „Kaum angekommen schaufelten mein Vater und meine Brüder mithilfe meiner Cousine einen neuen Schützengraben aus. Die Arbeit war beendet, als die Sonne aufging. Gegen sechs Uhr früh vernahmen wir den Lärm von herannahenden Flugzeugen und die Detonation von Bomben.“

Die Flugzeuge warfen pausenlos ihre Bomben ab. Danach traten die Panzer an ihre Stelle. Ein großer Kampf entwickelte sich zwischen den Vietkong und den Söldnern Thieu-Kys. „Das Volk der Khmer lief nach Westen...fassunglose, erschöpfte, weinende Menschen, alle suchend nach verlorenen Kindern, einem vermissten Vater oder einer umgekommenen Mutter. Manche hielten ihre verletzten Kinder in den Armen. Es war eine Horde Menschen in Todesangst.“

Saovory Kim berichtet von einer grauenvollen Nacht: „Wir durchquerten das Land von einem Reisfeld zum anderen. Der Lärm der Granaten blieb hinter uns zurück. Die ganze Nacht hindurch, immer verfolgt von den Flugzeugen, irrten wir umher, oft im Kriechen, und versuchten einen sicheren Platz zu finden. Endlich erreichten wir den Dschungel Pachak und konnten uns dort verstecken.“

Viele aus ihrer Familie werden getötet

Nirgends mehr ein Ort der Sicherheit. Ständig auf der Flucht und in Lebensgefahr: „In einem bejammernswerten Zustand verließen wir den Dschungel, schmutzig, mit zerlumpter Bekleidung und verstörter Miene.“ Die Eindrücke und die Erfahrungen dieses Kindes wirken noch immer nach, auch Jahrzehnte nach dem schrecklichen Erleben in den Schilderungen der Autorin: „Eine tragische Nacht endete, die Nacht, die ich niemals in meinem ganzen Leben vergessen werde. Die entsetzliche Nacht der Angst, des Unheils, des Leidens für die Bevölkerung von Chantrea“.

Das alles wird packend und sehr lebendig berichtet, beinahe hautnah – auch wenn inzwischen fast 40 Jahre vergangen sind. Die Autorin schreibt von den „Tränen der Khmer“, von den „Jahren der Erwartung“, als sie keine Lust mehr auf Schule hatte, als die Bombardierungen und das Verschwinden von Menschen an der Tagesordnung waren. Sie fragt sich noch heute, wie es sein kann, dass die Angehörigen des eigenen Volkes in Gestalt der „Roten Khmer“ gegen die eigenen Landsleute so menschenverachtend und vernichtend vorgehen können. Sie schreibt von einer fragilen Freiheit, von Flüchtlingsströmen, von hin- und herwogenden Schlachten, von Vertreibung und der Rückkehr der Roten Khmer. Von erneuter Deportation, von Auswanderung und schließlich vom „letzten Massaker“, vom Tod der sechzehnjährigen Schwester und der Rückkehr der Überlebenden, zehn Jahre später.

Im Epilog des Buches heißt es: „Zehn Jahre später gab es das kleine, schalkhafte und freiheitsliebende Mädchen, das ich vor dem Krieg war, nicht mehr. Ich war von dem Erlebten schwer getroffen, hatte aber durch unverhoffte Gnade den Krieg und die Massaker der Roten

Khmer überlebt. Mehr als die Hälfte meiner Familie – die meisten waren Erwachsene – sind von dieser politischen Krise, die Kambodscha erschütterte, verschlungen worden.“

*

Rezension zu: „Meine Heimat – Euer Krieg“ von Saovory Kim Sam, Triga Verlag Gelnhausen, 2008, 218 Seiten, 1 Übersichtskarte von Kambodscha, 14,00 Euro, ISBN: 978-3897746091.

► GELESEN

„Mrs. Atatürk - Latife Hanım“ von Ipek Calislar

Fast 34 Jahre nach ihrem Tod wird über sie so heftig gestritten wie noch nie zuvor: Latife Ussaki, die Ehefrau von Atatürk. Doch ein Buch stellt sie nun in ein anderes Licht. Die Journalistin Ipek Calislar hat ein überraschendes und kontrovers diskutiertes Porträt vorgelegt.

Von Nimet Seker
EM 08-09 · 03.08.2009



„Mrs. Atatürk -Latife Hanım“, ein Porträt von von Ipek Calislar

Als Latife Ussaki im Februar 1923 die Loge des Diplomatischen Korps des türkischen Parlaments in Ankara betritt, drehen sich weiße Turbane, rote Fese und dunkle Pelzkalpaks zu ihr herum. Eine tiefe Stille legt sich über die Versammlung. Der französische und der sowjetische Botschafter erheben sich von ihren Plätzen. Die Ehefrau von Mustafa Kemal ist gekommen, um der Rede zuzuhören, die sie am Abend zuvor gemeinsam mit ihrem Mann geschrieben hat. Bis dahin war es undenkbar gewesen, dass eine Frau das Parlament betritt.

Nach der Rede sagt einer der Abgeordneten zu Latife: „In Ihrer Person hat die türkische Frau heute eine Revolution erlebt!“

Wenige Monate später sollen Parlamentswahlen stattfinden. Latife Ussaki teilt Mustafa Kemal mit, dass sie als Abgeordnete ins Parlament einziehen möchte. Zu diesem Zeitpunkt ist weder die Republik ausgerufen noch gibt es ein Frauenwahlrecht. Latife Ussaki ist ihrer Zeit weit voraus.

Mutig, wortgewaltig und willensstark

Dennoch galt sie bis zur Veröffentlichung des Buchs „Latife Hanım“ als die widerspenstige, streitsüchtige Frau, von der Atatürk sich nach zweieinhalb Jahren Ehe scheiden ließ. Die türkische Journalistin Ipek Calislar wollte sich mit diesem Bild nicht zufrieden geben und legte nach langer, akribischer Recherche ein überraschendes Porträt über Latife Hanım vor. Dieses Buch, das darauf ausgerichtet ist, das Bild von Latife Hanım zu korrigieren, erregte großes Aufsehen. Es wurde nicht nur ein Bestseller, sondern brachte der Autorin auch eine Klage ein.

Doch wer war diese Frau neben Atatürk, die die Türkei heute noch so beschäftigt? Stück für Stück setzt Calislar aus den Ergebnissen ihrer Recherche ein fast vollständiges Puzzle von Latife Hanims Profil zusammen: Latife Hanım entstammt der wohlhabenden Kaufmannsfamilie Usakizade aus Izmir und gilt damals als die reichste Tochter des Landes. Ihre Schulbildung hat sie in Europa genossen und an der Sorbonne Jura studiert; sie spricht mehrere Sprachen und ist hochgebildet. Sie ist mutig, wortgewaltig und willensstark. Eine außergewöhnliche Frau.

Begeisterung für den Befreiungskampf Atatürks

Die beiden lernen sich 1922 kurz nach der Befreiung von Izmir im Haus der Usakizades kennen. Mustafa Kemal funktioniert gerade die Villa in sein Hauptquartier um, von wo aus er

den Befreiungskampf leitet. Latife brennt geradezu vor Eifer und schäumt über vor Begeisterung für den Befreiungskampf Atatürks. Atatürk teilt und schätzt ihre Ideen zur Modernisierung der Türkei. Schon vor der Heirat kümmert sich Latife um einige politische Angelegenheiten von ihm, so schreibt sie eine diplomatische Mitteilung an die englische Marine.

Es wird schnell klar, dass Latife in der politisch entscheidenden Phase an Atatürks Seite ist. Schon die religiöse Trauungszeremonie der beiden ist ein Tabubruch ohnegleichen: Entgegen der Tradition sitzt Latife Hanim und nicht ein Vormund am Tisch und Atatürk zahlt als Brautpreis den verschwindend geringen Betrag von zehn Dirhem, was die Gleichstellung von Mann und Frau symbolisieren soll.

Eine Frau ohne Gesichtsschleier und in Reiterhosen

Auch die öffentlichen Auftritte von Latife neben Atatürk kommen damals einem Tabubruch gleich: Latife trägt keinen Gesichtsschleier, auf einigen Fotos sieht man sie in Reiterhosen, sie reist mit Atatürk durch das Land, spricht bei öffentlichen Anlässen über Frauenrechte, kritisiert auch ab und zu ihren Mann, schert sich nicht um die damals auch in der politischen Elite noch üblichen Geschlechtertrennung. Atatürk und seine Frau leben die Revolution des Geschlechterverhältnisses vor.

In den Augen Atatürks repräsentiert Latife das zukünftige Frauenmodell. Es ist offensichtlich, dass Mustafa Kemal und Latife ineinander verliebt sind, doch es ist mehr als eine Liebesheirat: „Ich heirate nicht, um zu heiraten. Um in unserem Vaterland ein neues Familienleben zu schaffen, muss ich selbst mit gutem Beispiel voran gehen. Sollen die Frauen denn nur ewig Dienerinnen bleiben?“, sagt Atatürk.

Doch nach nur zweieinhalb Jahren lässt sich Atatürk von ihr scheiden. Latife wird vergessen oder verleumdet; in der öffentlichen Meinung verfestigt sich das Bild von einer scharfzüngigen und streitsüchtigen Frau, die die Nerven Mustafa Kemals überstrapazierte. Interessant ist der Vollzug der Scheidung: Atatürk scheidet sich einseitig nach islamischem Recht, über eine zweizeilige Staatserklärung. Das moderne Scheidungsrecht, das Latife mitangestoßen hatte, war noch nicht in Kraft getreten.

Von der Umjubelten zur Geächteten

Mit der Scheidung wird Latife plötzlich von der Umjubelten zur Geächteten, sie meidet die Öffentlichkeit, zieht sich zurück. In den 1950er Jahren dann startet eine regelrechte Schmutzkampagne gegen sie. Doch die Kampagne schafft es nicht, Latife Hanim in Vergessenheit geraten zu lassen. Latife Hanim scheint sich ins Bewusstsein der Türken tief eingegraben zu haben: Bis zur Veröffentlichung von Calislar's Biografie galt Latife Ussaki als ein Unglück, das über den Staatsmann hereingebrochen war.

Ipek Calislar interessiert sich nicht nur für die entscheidende politische Phase, in der Latife neben Atatürk stand, sondern recherchiert auch über das weitere Leben Latife Hanims. Sie widmet sich der Frage, warum Latife Hanim öffentlich verleumdet wurde, möchte aber auch keine endgültigen Antworten geben. Denn Calislar ist sich bewusst, dass ihr nicht alle Dokumente gezeigt wurden. Noch befinden sich Unterlagen im Besitz der Türkischen Historischen Gesellschaft, die nicht zugänglich sind. Angehörige von Latife Hanim erzählten Calislar zwar vieles, aber nicht alles.

Krebskrank und verleumdet aus Neid

Wissend um ihre Krebserkrankung soll Latife vor ihrem Tod viele private Briefe und Dokumente vernichtet haben. Seit ihrer Scheidung sprach sie in der Öffentlichkeit kein Wort über den Staatsmann, auch nicht über die Gründe der Scheidung.

Neid dürfte ein Grund für die Verleumdung gewesen sein und ein Machtstreit zwischen Latife und den politischen Führungspersonlichkeiten neben Atatürk in Ankara. Latife wusste sehr viel, sie war die Vertraute Atatürks und seine politische Mitstreiterin. Atatürk vertraute ihr geheime Dokumente an. Mit ihren Sprachkenntnissen öffnete sie ihm eine Tür zum Ausland, sie hatte Kontakt zu ausländischen Journalisten, sie fasste täglich die ausländische Presse für Atatürk zusammen. Auch formte sie seine Ideen mit, ja, übte regelrecht Druck aus auf den Staatsmann: Frauen sollten ihren Gesichtsschleier ablegen. Außerdem unterstützte sie die Ausarbeitung eines Zivilgesetzes, das die nach islamischem Recht mögliche einseitige Scheidung durch den Mann und die Polygamie abschaffen sollte.

Calislar zeigt auch Widersprüchlichkeiten in der Persönlichkeit Atatürks: Zwar sieht er seine Frau als Vorbild der modernen türkischen Frau an, doch er lässt sich einseitig nach islamischem Recht von ihr scheiden. Und so wird Calislar's Atatürk menschlich greifbar: Es ist ein Mann, der sich nicht um seine Gesundheit schert, der Latife einen poetischen Heiratsantrag macht, der seine Frau darum bittet, bei Tischgesellschaften Tschaikowsky zu spielen. Selbst nach der Scheidung schickt er ihr immer wieder Rosen. Auf der anderen Seite seine autoritären Züge. Doch solche Züge sind auch bei Latife zu erkennen und so kommt es immer mehr zu Streitigkeiten in der Ehe.

Atatürk in Frauenkleidern

Calislar's Suche bringt auch viele Ereignisse und Details zu Tage, die ein anderes Licht auf das Geschehen in den ersten Jahren der Republik werfen: Als der Offizier Topal Osman eines Nachts Atatürks Residenz in Ankara umzingelt, schwebt Atatürk in Lebensgefahr. Latife lenkt die Angreifer ab. Mit Atatürks charakteristischem Kalpak-Hut auf dem Kopf, läuft sie vor den Fenstern auf Orangenkisten auf und ab, so dass ihr Schatten für die Angreifer von draußen sichtbar ist. Indes kann Atatürk, versteckt unter einem Schleier, mit den Frauen und Kindern das Haus verlassen. Atatürk in Frauenkleidern? Wegen dieses Augenzeugenberichts, überliefert von Latifes Schwester Vecihe Ilmen, musste Calislar sich wegen Beleidigung Atatürks vor Gericht verantworten.

Noch immer wird in der Türkei um Latife Hanım viel gerätselt und diskutiert. Nur ein Jahr vor der Veröffentlichung dieses Buchs war zum 30. Todestag von Latife Hanım eine heftige Debatte um die persönlichen Dokumente im Archiv der Türkischen Historischen Gesellschaft entbrannt. Was stand in diesen Dokumenten? Würden sie eventuell ein anderes Licht auf den großen Staatsmann, auf Latife und die frühen Republikjahre werfen?

Nach der Lektüre des Porträts zumindest wird klar: Ohne Latife Hanım an der Seite von Atatürk wären die ersten Jahre der Republik, insbesondere die Ausweitung der Frauenrechte und die Maßnahmen zur Emanzipation der Frau, anders verlaufen.

Auch wenn an vielen Stellen Calislar's Darstellung zu detailverliebt und in die Tiefe gehend erscheint, stellt ihr Buch einen wichtigen Beitrag zu einem realistischen Bild von Latife Hanım und der ersten Republikjahre unter Atatürk dar.

*

Rezension zu „Mrs. Atatürk -Latife Hanım“, ein Porträt von von Ipek Calislar, Orlanda Frauenverlag 2008, broschiert, 272 Seiten, 17,90 Euro, ISBN: 978-3936937640.

*

Über die Autorin:

Nimet Seker studierte Islamwissenschaften und Ethnologie und arbeitet als freie Journalistin, u. a. für das Islamportal Qantara.de. In ihren Beiträgen beschäftigt sie sich vorrangig mit den Themenkreisen Gesellschaft und Kultur der islamischen Welt und Migration in Deutschland. Kontakt: nimet.seker@gmail.com

► GELESEN

„Sekunde Null – das Urknall-Experiment“ von Rolf Froböse

Eine geheimnisvolle Spur führt ins europäische Forschungszentrum CERN in Genf zu dem karrieresüchtigen Projektleiter Eric Stein und seinem skrupellosen Helfer Boris Bogdanow. Sie haben ein Schwarzes Loch erzeugt, das die gesamte Welt zu vernichten droht.

Von Hans Wagner

EM 08-09 · 03.08.2009



„Sekunde Null – das Urknall-Experiment“ von Rolf Froböse

Schwer wie Blei lag der Winternebel über dem Genfer See und hüllte die Stadt in ein feuchtkaltes Tuch. Nur wenige Gehminuten von der parallel zum Quai Gustave Ador verlaufenden Seepromenade entfernt wohnte Sven Herzog...

Das ist der Mann, der im Thriller von Rolf Froböse die meiste Zeit den Durchblick hat und die Fäden leidlich in der Hand behält. Jedenfalls ist sein Schicksal für den Zeitrahmen der Handlung auch das Schicksal der Welt. Denn Sven Herzog ist dabei, als das Ungeheuerliche entdeckt wird: „Sven spürte, wie sein Adrenalinspiegel in die Höhe schoss. Lediglich der Kaffee in seiner Tasse hatte sich wieder beruhigt. Er nahm einen kräftigen Schluck.“

Wenige Augenblicke vorher hatte einer der Beteiligten im kleinen Kreis der verantwortlichen Wissenschaftler am Conseil Européen de la Recherche Nucléaire, kurz CERN, mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Er erklärte den Versammelten, dass der Projektleiter und sein ruchloser Helfer „ein Schwarzes Loch erzeugt“ haben.

Der wissenschaftliche Hintergrund ist real

In Fachkreisen wurde die Diskussion darüber, ob dies in der Genfer Anlage des CERN geschehen könnte, schon geführt. Wirklich in Abrede gestellt wurde es nicht. Schließlich sollen in der „Urknallmaschine“ LHC, dem Teilchenbeschleuniger, auf nahezu Lichtgeschwindigkeit beschleunigte Partikel aufeinanderprallen und so eine Situation wie kurz nach dem Urknall erzeugen.

Gesucht wird in den Experimenten das „Gottesteilchen“, das dafür verantwortlich sein soll, dass Materie eine Masse besitzt. Wer es findet, dem dürfte der Nobelpreis sicher sein. Doch dann passiert das Unfassbare: die verantwortlichen Forscher haben ein Schwarzes Loch erzeugt. „Ein bisher noch nie da gewesener Wettlauf gegen die Zeit beginnt...“, schreibt Rolf Froböse in seinem Thriller. Und diesen Wettlauf schildert er.

Froböse ist selbst Wissenschaftler und der Hintergrund seines Plots ist real. Er ist so ungeheuerlich, dass man beim Lesen nicht nur von der Spannung schier aufgefressen wird, sondern auch ins Grübeln kommt. Der britische Wissenschaftler Stephen Hawking hatte die Möglichkeit des Entstehens eines Schwarzen Lochs bei den Experimenten in dem 27 Kilometer langen Tunnel unter der Stadt Genf nicht ausgeschlossen. Allerdings würden diese

lediglich mikroskopisch kleinen Schwarzen Löcher unter Abgabe von Strahlung innerhalb von Sekundenbruchteilen zerfallen.

Allen Theorien zum Trotz...

Und nun war im CERN ein Schwarzes Loch manifest geworden, allen Theorien zum Trotz. In der Romanhandlung nimmt die Entwicklung folgenden Verlauf: „Es gab“ so überlegte Sven, „zwei mögliche Erklärungen dafür: Erstens konnte Hawking zwar im Prinzip recht haben, sich jedoch hinsichtlich des Zeitrahmens beträchtlich irren.“ – Das entstandene Schwarze Loch würde nicht sofort, sondern erst Wochen oder Monate später zerfallen. Aber immerhin zerfallen.

„Die zweite Möglichkeit war so entsetzlich, dass Sven sie sich kaum ausmalen mochte: Danach war ebenfalls ein Schwarzes Loch entstanden, das aber entgegen der Hawkingschen Theorie nicht zerstrahlte, sondern immer mehr Masse in sich aufsaugte.“

Sven beschloss, sich die Messprotokolle genau anzusehen. Denn soviel stand fest: „Wenn die zweite Möglichkeit zutraf, war die allmähliche Massenzunahme des Schwarzen Lochs nicht mehr aufzuhalten. Nach und nach würde es alle umgebende Materie in sich einsaugen, bis von der Welt nichts mehr übrig war.“ - Bis auf eine schwarze Murmel, einen Zentimeter im Durchmesser.

Die Rache der Frau im roten Mantel

In den kurzen, fast atemlos geschriebenen Kapiteln tauchen US-Wissenschaftler auf, Taxifahrer und Frauen - begehrenswerte und an der Handlung entscheidend beteiligte. Sven ist am Ende mit Anastasia in Novosibirsk. Man schreibt den Oktober des Jahres 2016, denn der Thriller spielt in unserer nahen Zukunft. Beide gehen Arm in Arm in einer kalten, sternklaren Nacht am Ufer des Ob spazieren. Sie blicken hinauf zur Milchstraße. Ihr galaktisches Zentrum soll das in Genf erzeugte Schwarze Loch eines Tages absorbieren. „In rund 100 Millionen Jahren“, erklärt Sven lächelnd seiner nächtlichen Begleiterin.

Mehr sei nicht verraten. Außer vielleicht noch, dass eine Frau im roten Mantel, die von Anfang an betroffen ist von der skrupellosen, über Leichen gehenden Wissenschaftsmafia in Genf, noch eine Rechnung begleicht.

*

Rezension zu: „Sekunde Null – das Urknall-Experiment“ von Rolf Froböse, Books on Demand GmbH, Norderstedt, 2009, 154 Seiten, 16,90 Euro, ISBN: 978-3837053142.

Lesen Sie dazu auch das EM-Interview mit dem Autor: [„Wenn das Schwerkraftmonster die Erde verschlingt“](#)